P.o.germ.
2056
e 1 1

Für Marty
zum 17. Geburtstag 1948
von Hoffentlich Ihrem
alte Freundin

Franz

Die Geier-Wally.

Erſter Band.

Die Geier-Wally.

Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen

von

Wilhelmine von Hillern,
geb. Birch.

Erster Band.

FRANZ ...
O. H. Klonne.

Berlin,
Verlag von Gebrüder Paetel.
1875.

A 170 1384

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

Herrn Berthold Auerbach.

Gestatten Sie mir, Ihnen eine Frucht darzubringen, die auf Ihrem eigenen Felde wuchs. Sie haben mit starker Hand den schweren Boden

deutschen Bauernlebens poetisch urbar gemacht. Wenn nun auch wir Andern auf dem durch Sie bestellten Feld ernten, so ist es die erste Pflicht, Ihrer dankbar zu gedenken und dem die Ehre zu geben, dem sie gebührt!

Freiburg i./B., April 1875.

Die Verfasserin.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite.
Einleitung	1
Erstes Kapitel. Der Bärenjoseph	11
Zweites Kapitel. Unbeugsam	37
Drittes Kapitel. Verstoßen	47
Viertes Kapitel. Das Kind Murzoll's	58
Fünftes Kapitel. Die Luckard	73
Sechstes Kapitel. Ein Tag in der Heimath . . .	94
Siebentes Kapitel. Hartes Holz	112
Achtes Kapitel. Die Klötze von Rofen	136

„Schaust du verträumt vom Thurme nieder,
Du hochlandwilde scheue Maid
Im knappgeschnürten Purpurmieder,
In keuscher Herzensherrlichkeit,
So denk' ich einer Alpenrose,
Die einsam auf der Klippe steht,
Unsorgsam, ob bei Stein und Moose
Ein Menschenauge sie erspäht."

Scheffel.

Tief unten durch's Oetz-Thal zog ein fremder Wanderer. Oben in Adlershöhe über ihm am schwindelnden Abhang stand eine Mädchengestalt, von der Tiefe heraufgesehen nicht größer als eine Alpenrose, aber doch scharf sich abzeichnend vom lichtblauen Himmel und den leuchtenden Eisspitzen der Ferner. Fest und ruhig stand sie da, wie auch der Höhenwind an ihr riß und zerrte, und schaute nieder schwindellos in die Tiefe, wo die Ache brausend durch die Schlucht stürzte und ein schräger Sonnenstrahl in ihrem feinen Sprühregen

schimmernde Prismen an die Felswand malte. Auch sie sah winzig klein den Wanderer und seinen Führer dahinziehen über den schmalen Steg, der in Thurmeshöhe über die Ache führte und von da oben einem Strohhalm glich. Sie hörte nicht, was die Beiden sprachen, denn aus dieser Tiefe drang kein Laut herauf, als das donnernde Brausen des Wassers. Sie wurde nicht gewahr, daß der Führer, ein schmucker Gemsjäger, drohend den Arm erhob, zu ihr hinaufdeutete und zu dem Fremden sagte: „Das is g'wiß die Geier-Wally, die dort oben steht, denn auf den schmalen Vorsprung, so nah an 'n Abgrund traut sich kei andres Madel; schauen's, man meint, der Wind müßt' sie 'runterwehen, aber die thut immer 's Gegentheil von dem, was jeder vernünftige Christenmensch thut."

Jetzt traten sie in einen dunkeln, feuchtkalten Fichtenwald ein. Noch einmal blieb der Führer stehen und schaute hinauf mit Falkenblick, wo das Mädchen stand und das Dörfchen sich lieblich hinbreitete auf der schmalen Bergplatte im vollen Glanz der Morgensonne, die noch kaum verstohlen hereinschielen durfte in die enge, grabesdüstre Schlucht da

unten. „Schau' nur nit so trotzig 'runter, da 'nauf giebt's au noch 'n Weg!" murmelte er und verschwand mit dem Fremden. Wie zum Hohn auf die Drohung stieß das Mädchen einen Juchzer aus, so gellend, von allen Wänden widerhallend, daß ein beflügeltes Echo den Ton bis in die tiefe Stille des Fichtenwaldes hineintrug, geisterhaft verklingend wie der herausfordernde Ruf der den Gemsjägern feindlichen Feen des Oetzthals.

„Ja schrei nur — I will Dir's schon austreiben!" drohte er wieder, und sich stark hintenüber legend, das Genick mit beiden Händen stemmend, schmetterte er hell und grell wie ein Posthorn ein Spott- und Trutz-Liedel an der Bergwand empor.

„Ob sie's hört?"

„Warum nennst Du das Mädchen dort oben die Geier-Wally?" fragte der Fremde unten im dunkeln, feuchtrauschenden Wald.

„Herr, weil sie als Kind schon a Geiernest ausg'nommen und mit dem alten Geier g'hackelt hat," sagte der Tyroler. „'s is das schönste und stärkste Madel in ganz Tyrol und furchtbar reich, und die Buab'n lass'n sich von ihr heimjagen, daß

es a wahre Schand' is. Keiner hat die Schneid', daß er ihr amal 'n Meister zeigen thät! Spröd' sei sie wie a wilde Katz' und so stark, daß die Buaben behaupten, 's könn' sie Keiner zwinge — wenn ihr Einer z' nah kommt, schlagt s' ihn nieder. No — wann I emal 'nauf käm', I wollt' sie zwinge, oder I riß mer selber 'n Gamsbart und d' Feder vom Huat!"

„Warum hast Du nicht schon Dein Glück bei ihr versucht, wenn sie doch so reich ist und schön?" fragte der Fremde.

„Ach wissen S', I mag so Madeln nit — die halbe Buaben sind. Freili kann sie nix dafür: der Alte — Stromminger heißt er — is gar a schüecher böser Mensch. Er war vor Zeiten der beste Hackler und Robler im Gebirg und des geht ihm heut noch nach. Das Madel hat er lasterhaft viel g'schlagen und aufzog'n wie'n Buab'n; kei Muater hat's nit g'habt, weil's so a groß's stark's Kind war, daß es die Frau kaum auf d' Welt bringen könnt hat und glei g'storben is. Da is das Madel halt au so wild und g'waltthätig word'n." — So erzählte der Tyroler unten in der Schlucht dem Frem-

den, und er hatte sich nicht getäuscht. Die Mädchengestalt, die dort oben über dem Abgrund ragte, war die Walburga Strommingerin, des gewaltigen „Höchstbauern" Kind, auch Geier-Wally genannt, und er sprach wahr, sie verdiente diesen Namen. Schrankenlos war ihr Muth und ihre Kraft, als hätte sie Adlersfittige, schroff und unzugänglich ihr Sinn, wie die scharfkantigen Felsspitzen, an denen die Geier nisten und die Wolken des Himmels zerreißen.

Wo es was Gefährliches zu vollbringen gab, da war von Kindheit auf die Wally dabei gewesen und hatte die Buben beschämt. Schon als Kind war sie wild und ungestüm wie die jungen Stiere des Vaters, die sie bändigte. Als sie kaum vierzehn Jahre alt war, hatte ein Bauer an einer schroffen Felswand das Nest eines Lämmergeiers mit einem Jungen entdeckt, aber Keiner im Dorf mochte es wagen, das Nest auszunehmen. Da erklärte der Höchstbauer zum Hohn für die mannhafte Jugend des Orts, er werde es seine Walburga thun lassen. Und richtig, die Wally war dazu bereit zum Entsetzen der Weiber und zum Verdruß der „Buab'n".

„Höchstbauer, das heißt Gott versuchen," sagten die Männer. Aber der Stromminger mußte seinen Spaß haben, alle Welt mußte es erfahren, daß das Stromminger'sche Geschlecht bis auf Kind und Kindeskind herab seines Gleichen suche.

„Ihr sollt's sehen, daß ein Madel vom Stromminger mehr ist, als zehn Buaben von Euch!" rief er lachend den Bauern zu, die zusammenströmten, um das Unglaubliche mitanzusehen. Viele dauerte das schöne, stattliche junge Blut, das einer boshaften Prahlerei des Vaters vielleicht zum Opfer fallen würde. Aber sehen wollten sie's doch Alle. Da die Felsenwand fast lothrecht gerade war, an der das Nest hing, und kein menschlicher Fuß sie betreten konnte, wurde Wally ein Strick um den Leib gebunden. Vier Männer, zuvörderst ihr Vater, hielten ihn zwar, aber den Zuschauern war es doch grausig zu sehen, wie das beherzte Kind, nur mit einem Messer bewaffnet, bis an den Rand des Plateau's vortrat und sich nun mit einem raschen Sprung in die Tiefe hinabließ. Wenn der Knoten des Seiles aufging, wenn der Geier sie zerfleischte, oder wenn sie sich beim Heraufziehen an einem unbemerkten

Vorsprung den Schädel einstieß? Es war ein gottsträfliches Beginnen vom Stromminger, so das Leben des eigenen Kindes auszusetzen. Indessen durchschiffte die Wally unerschrocken das Luftmeer bis zur Mitte des Abgrundes, wo sie mit Jubel den kleinen Geier begrüßte, der dem fremdartigen Besuch die flaumigen Federn entgegensträubte und piepsend den unförmigen Schnabel gegen sie aufriß. Ohne langes Besinnen packte sie mit der Linken den jungen Vogel, der nun ein jämmerliches Geschrei anhob, und nahm ihn unter den Arm. Da rauschte es durch die Lüfte, und in demselben Augenblick ward es dunkel um sie her und wie ein Sturm und Hagelwetter schlug und brauste es ihr um den Kopf. Ihr einziger Gedanke war: „die Augen, rette die Augen!“ und das Gesicht dicht an die Felswand drückend, focht sie mit dem Messer in ihrer Rechten blindlings gegen das wüthende Thier, das mit dem scharfen Schnabel, mit Klauen und Fittigen auf sie eindrang. Indessen zogen oben die Männer rasch an. Noch eine Weile dauerte während der Auffahrt der Kampf in der Luft — da plötzlich neigte sich der Geier und schoß in die Tiefe, Wally's Messer

mußte ihn verwundet haben. Wally aber kam mit dem Kleinen im Arm, das sie um keinen Preis losgelassen hätte, blutend und mit vom Fels zerschundenen Gesicht oben an.

„Aber Wally," schrieen ihr die Leute entgegen, „warum hast denn das Junge nit fahren g'lass't, dann wärst ja den Geier losg'west!" „O," sagte sie einfach, „das arm' Dierl kann ja noch nit fliegen, wenn J's losg'lass't hätt', wär's in den Abgrund g'stürzt und hätt' sich zu Tod g'fallen."

Hier war es zum ersten und einzigen Mal in ihrem ganzen Leben, daß der Vater ihr einen Kuß gab; nicht weil ihn das großmüthige Mitleid Wally's mit dem hülflosen Thier gerührt hätte, sondern weil sie ein Heldenstück verübt hatte, das dem erlauchten Roblergeschlecht der Stromminger Ehre machte.

Das war das Mädchen, das da draußen stand auf dem kaum fußbreiten Felsvorsprung und träumerisch hinabsah in den Abgrund, über dem sie schwebte, denn es kam manchmal wundersam über sie bei all ihrem Ungestüm, daß es stille in ihr ward und sie wehmüthig vor sich hinschaute, als

sähe sie etwas, wonach sie sich sehnte und was sie doch nicht erreichen konnte. Es war ein Bild, das sich immer gleich blieb, sie mochte es sehen in grauer Morgendämmerung oder in goldener Mittagsgluth, im Abendroth oder im bleichen Mondlicht, und es ging mit ihr seit einem Jahr überall, wo sie ging und stand, hinab in's Thal und hinauf auf die Berge, und wenn sie so allein draußen war und ihre großen, wildscheuen Gemsen-Augen hinüberschweiften zu dem weißleuchtenden Gletschermeer, oder hinunter in die schattige Schlucht, wo die Ache donnerte, dann suchten sie den, welchem das Bild glich, und wenn dann und wann ein Wanderer da unten winzig klein vorüberglitt, so dachte sie, das könnte er sein, und eine seltsame Freude kam über sie bei dem Gedanken, daß sie ihn gesehen, wenn sie auch nichts erkennen konnte, als eine menschliche Gestalt, nicht größer als ein bewegliches Figürchen im Guckkasten. Und als jetzt die beiden Wanderer vorüberzogen, von denen der Fremde sie bewunderte, der Tyroler ihr drohte, da dachte sie wieder, er sei's. Da ward ihr's so eng in der Brust, sie öffnete die Lippen, und wie eine befreite Lerche schwang sich

die Freude in einem schmetternden Jodler daraus empor. Und wie der Jäger unten im stillen Wald ein verschwindendes Echo davon gehört, so erreichte auch sie ein Wiederhall seiner Antwort, und sie lauschte dem verwehten Klang mit trunknem Ohr — es konnte ja seine Stimme sein! Und über das wilde, trotzige Gesicht verbreitete sich der rosige Widerschein eines warm aufwallenden Gefühls. Sie hatte ja nicht gehört, daß das Lied ein Spott- und Trutzlied war. Hätte sie's gehört, sie hätte wohl die nervige Faust geballt und die Kraft ihres Armes geprüft, und über ihr Gesicht wären finstere Schatten gezogen, daß es erbleicht wäre wie die Gletscher nach Sonnenuntergang. Und sie setzte sich nieder auf den Stein, der sie trug, und schaukelte mit den Füßen, die nun frei über dem Abgrund hingen, stützte den schlanken Kopf in die Hände und ließ Alles an ihrer Seele vorüberziehen, wie das so wunderbar gewesen, als sie ihn zum ersten Mal gesehen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der Bärenjoseph.

Es war um Pfingsten, gerade vor einem Jahr, da führte sie ihr Vater zur Firmelung nach Sölden; dorthin kam der Bischof alle zwei Jahre, weil bis Sölden ein Fahrweg ging. Sie schämte sich ein wenig, weil sie schon sechzehn Jahre und so groß war. Der Vater hatte sie nicht früher firmeln lassen wollen, er hatte gemeint, dann ginge gleich das Liebeln und Brautwerben los — und dazu wär's noch lang' Zeit! Nun hatte sie Angst, die Andern würden sie auslachen. Aber Niemand achtete auf sie. Das ganze Dorf war in Aufregung, als sie hinkamen, denn es hieß, der Joseph Hagenbach von Sölden habe den Bären erlegt, der sich drüben im Vintschgau gezeigt und dem die Buben aus allen Ortschaften vergebens nachgestellt. Da

sei denn der Joseph aufgebrochen und hinüber gegangen und letzten Freitag habe er ihn schon gehabt. Der Schnalserbot hatte früh die Nachricht gebracht und der Joseph werde ihm bald nachkommen. Die Söldener Bauern, die vor der Kirche warteten, waren gar stolz, daß es ein Söldener war, der das Wagestück vollbracht, und sprachen von nichts Anderem, als von dem Joseph, der ganz unstreitig der stärkste und sauberste Bua im ganzen Gebirg war, und ein Schütz, wie's keinen zweiten gab. Die Madeln hörten bewunderungsvoll zu, was für Heldenstücke von dem Joseph erzählt wurden, wie ihm kein Berg zu steil und kein Weg zu weit, keine Kluft zu breit und keine Gefahr zu groß sei. Und als eine bleiche, kränklich aussehende Frau über den Rasen daherschritt, stürzten Alle auf sie zu und wünschten ihr Glück, daß ihr Sohn so viel Ehre eingelegt habe.

„Das is Einer, Dei Joseph," sagten die Männer wohlmeinend, „an dem kann sich Jeder a Beispiel nehmen!" „Wenn das Dei Mann seliger noch erlebt hätt', wie hätt' der sich g'freut!" sagten die Weiber.

„Nein, ma sollt's nit glauben," rief Einer artig, „ma sollt's nit glauben, daß der Prachtskerl Dei Sohn is — wann ma Dich so anschaut."

Die Frau lächelte geschmeichelt: „Ja, 's is a stattlicher Bursch und a braver Sohn, wie's kein'n Bessern geb'n kann. Aber ös könnt's glauben, I komm' schon gar aus die Aengsten um den Waghals nit 'raus, 's is kei Tag, wo I nit denk', heut bringe s' mir'n nit zerschlagene Glieder heim! Des is a Kreuz!"

Jetzt erschien die hohe Geistlichkeit auf dem Platz und machte dem Gespräch ein Ende. Die Leute drängten mit den weißbeschürzten, buntbekränzten Firmelkindern in die kleine Kirche, und die heilige Handlung begann.

Aber Wally konnte die ganze Zeit an nichts Anderes als an den Bärentödter Joseph denken und an alle Wunderdinge, die er sollte verrichtet haben — und wie prächtig das sei, wenn Einer so stark und beherzt sei und in so großem Ansehen bei allen Leuten stehe, daß ihm Keiner was anhaben könne. — Wenn er nur noch kam, so lange sie in Sölden

war, daß sie ihn doch auch sehen könnte; sie brannte ordentlich darauf!

Endlich war die heilige Handlung vorüber und die Kinder empfingen den Segen; da erscholl draußen auf dem Platze vor der Kirche wildes Hurrahgeschrei. „Er hat ihn, er hat den Bären!“ Kaum daß der Geistliche noch den Segensspruch beenden konnte, stürzte Alles hinaus und umringte jubelnd einen jungen Gemsjäger, der, geleitet von einer Schaar stattlicher Bursche aus dem Schnalserthal und dem Vintschgau, über den Rasen schritt. Aber wie stattlich auch die Schnalser und Vintschgauer waren, Keiner kam ihm gleich. Er überragte sie alle an Größe und so sauber war er, so bildsauber! Es war fast, als leuchte er schon von Weitem. Er sah aus wie der Sct. Georg in der Kirche. Ueber der Schulter trug er ein Bärenfell, dessen grimme Tatzen auf seiner breiten Brust herumbaumelten. Er ging so stolz einher wie der Kaiser, und that immer nur einen Schritt, bis die Andern zwei thaten, aber er war ihnen doch voraus. Und sie machten ein Aufhebens mit ihm, als wäre er wirklich der Kaiser, der sich in einen Gemsjäger

verkleidet habe. Der Eine trug ihm die Flinte, der Andere den Tschopen und Alle hatten Räusche und schrien und johlten, nur er war nüchtern und ruhig. Er ging gar bescheiden auf die Geistlichen zu, die aus der Kirche ihm entgegentraten, und zog den bekränzten Hut vor ihnen ab. Der fremde Bischof machte das Zeichen des Kreuzes über ihn und sagte: „Der Herr war stark in Dir, mein Sohn! Du hast mit Seiner Hülfe vollbracht, was Keinem gelungen. Die Menschen müssen Dir danken — Du aber danke dem Herrn!“

Alle Weiber weinten vor Rührung und auch Wally wurden die Augen naß; es war, als käme jetzt erst die Andacht über sie, die sie in der Kirche versäumt, als sie den stattlichen Jäger das stolze Haupt unter der segnenden Hand des Priesters beugen sah. Darauf zog sich die Geistlichkeit zurück. Joseph's erste Frage war aber nun: „Wo ist denn mei Muater? Is sie nit da?“

„Doch!“ antwortete diese und fiel dem Sohn in die Arme: „Da bin I scho!“

Joseph drückte sie fest an sich und sagte: „Schau, Müaterl, um Dich hätt' mir's leid 'than, wenn I

nimmer wiederkommen wär', — Du lieb's Müaterl, Du hätt'st ja nit g'wußt, was D' anfangen sollst ohne mich, und I wär' auch nit gern g'storben, ohne daß I Dir noch a Bußel geb'n hätt'!"

Ach, das war so schön, wie er das sagte; Wally hatte ein ganz eigenes Gefühl, ein Gefühl, als beneide sie die Mutter, die so gut in der liebevollen Umarmung des Sohnes ruhte und sich so zärtlich an die mächtige Gestalt schmiegte. Aller Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der Gruppe — Wally war es dabei ganz unbeschreiblich um's Herz!

„Aber jetzt erzähl', wie's gangen is!" drangen die Bauern in ihn.

„Ja, ja, I will's erzählen," lachte er und warf das Bärenfell zur Erde, daß Alle es besehen konnten. Und sie bildeten einen Kreis um ihn und der Wirth ließ ein Faß vom Besten auf den Platz schleppen und anzapfen, denn nach der Kirche mußte getrunken werden und bei so einer Extra-Gelegenheit erst recht, und die kleine Wirthsstube hätte ja nicht die ungewöhnliche Zahl Menschen alle gefaßt. Die Männer und Weiber drängten sich natürlich um den Erzähler und die G'firmten stiegen auf

Bänke und Bäume, um über sie hinwegzusehen. Wally war die Allererste auf einer Fichte und konnte ihm gerade in's Gesicht sehen, die Andern aber neideten ihr den Platz, und weil sie sich ihn nicht nehmen ließ, gab es Streit und Lärm. Da schaute der Sanct Georg herauf zu ihnen und seine funkelnden Augen trafen gerade Wally's Gesicht und blieben eine Weile lächelnd darauf haften. Da war es Wally, als stiege ihr alles Blut zu Kopf, und sie erschrak so heftig, daß sie ihr Herz schlagen hörte bis in die Ohren hinein. In ihrem ganzen Leben war sie nicht so erschrocken, und sie wußte nicht einmal warum! Sie hörte nur halb, was Joseph erzählte, es sauste ihr in den Ohren, sie konnte nichts denken als: „Wenn er wieder heraufschaute?!" Und sie wußte nicht, wünschte sie's oder fürchtete sie's? Als es aber während des Erzählens doch noch einmal geschah — da blickte sie schnell weg und schämte sich, als sei sie auf etwas Unrechtem ertappt worden. War es denn ein Unrecht, daß sie ihn so angesehen hatte? Es mußte wohl so sein. Und sie konnte es doch nicht lassen, obgleich sie beständig zitterte, er könnte es merken. Aber er merkte

es nicht, was kümmerte ihn das „Firmelkind“ da oben auf dem Baume. Er hatte es ein paarmal angeschaut, wie man auch nach einem Eichkätzchen sieht, weiter nichts. Das sagte sie sich selbst und ein wunderliches Weh beschlich sie dabei. So, wie heute, war ihr noch nie zu Muthe gewesen, — sie war nur froh, daß sie unterwegs keinen Wein getrunken, sie hätte sonst gemeint, sie sei berauscht. Sie spielte in ihrer Bangigkeit mit ihrem Rosenkranz. Es war ein schöner neuer, von rothen Korallen, mit einem ächtsilbernen Kreuz von getriebener Arbeit. Sie hatte ihn zur Firmelung von ihrem Vater bekommen. Da plötzlich, wie sie ihn so drehte und wickelte, zerriß die Schnur und wie Blutstropfen rieselten die rothen Perlen vom Baume nieder. „Das is ein schlechtes Zeichen,“ raunte ihr eine innere Stimme zu; „die Luckard hat's nit gern, wenn was reißt, während ma an was denkt!“

„An was denkt!“ — Ja, an was dachte sie denn? Sie sann darüber nach — sie konnte es nicht finden. Sie hatte eigentlich an nichts Bestimmtes gedacht. Warum that es ihr nur so leid, daß ge-

rade in dem Augenblick die Schnur zerriß? Es war ihr, als wäre plötzlich die Sonne bleich geworden und ein kalter Wind striche über sie hin. Aber doch regte sich kein Halm, und die eisstarrende Welt in der Runde glänzte in strahlendem Licht.

Ein Wolkenschatten war vorübergezogen — ob in ihr — außer ihr? Was wußte sie? Joseph hatte indessen sein Abenteuer mit dem Bären auserzählt und den Beutel mit den vierzig Gulden herumgezeigt, die von der tyroler Regierung als Schußgeld für einen Bären ausbezahlt werden, und es war des Lobens und Händeschüttelns kein Ende. Nur Wally's Vater hielt sich mürrisch fern. Es ärgerte ihn, wenn Einer ein großes Heldenstück vollbrachte, es sollte Niemand stark sein in der Welt, als er und seine Tochter. Durch dreißig Jahre hatte er unbestritten für den stärksten Mann im Gebirg gegolten, und nun konnte er es nicht ertragen, daß er alt wurde und dem jungen Nachwuchs den Platz räumen mußte. Als aber gar Einer in seiner Freude zu Joseph sagte, es sei ja kein Wunder, daß er so ein G'waltskerl geworden — er habe das von seinem Vater, der sei auch der beste Schütz und

der beste Raufer in der ganzen Gegend gewesen, — da hielt sich der Alte nicht mehr und fuhr mit einem donnernden „Oho — begrabt's Ein'n nur nit schon, ehvor ma todt is!" dazwischen.

Alle wichen auseinander vor der drohenden Stimme und sagten fast erschrocken: „Der Stromminger!"

„Ja, der Stromminger is au noch da und hat nie nix davon g'wußt, daß der Hagenbach der beste Raufer war! Mit 'm Maul ja — aber mit sonst nix!"

Da drehte sich Joseph um, wie eine angeschossene Wildkatze, und schaute Stromminger mit funkelnden Augen an: „Wer sagt, daß mei Vater a Maulheld war?"

„I sag's, der Höchstbauer von der Sonneplatten, und I weiß, was I red', denn I hab' ihn a maler Zeh'ne hing'legt, wie 'n Sack."

„Das is nit wahr!" schrie Joseph. „I laff' mir mein' Vatern nit anschwärzen!"

„Joseph, sei still, 's is der Höchstbauer, mit dem mußt nit anbinden," flüsterten ihm die Leute zu.

„Was, Höchstbauer hin und Höchstbauer her —

und wenn unser Herrgott vom Himmel 'runter käm' und wollt' mir mein' Vatern schlecht machen — I thät's nit leiden. I weiß scho, der Stromminger und mei Vater hab'n 's immer mit anand' g'habt, weil mei Vater der Einzige war, der's mit 'm Stromminger aufnehme könnt hat. Und er hat den Stromminger g'rad so oft g'worfen, wie der ihn!"

„Nit wahr is's!" schrie Stromminger. „Dei Vater war a Tropf gegen mich. Wenn Einer von Euch Alten Ehr' im Leib hat, soll er's sagen — und wenn Du's nacher noch nit glaubst, so will I Dir's einbläuen!" Joseph war bei dem Wort „Tropf" wie rasend auf Stromminger zugesprungen: „Du, nimm das Wort z'ruck oder" —

„Jesus Maria," kreischten die Weiber, „laß' ab, Joseph," begütigte die Mutter, „'s is an alter Mann, an dem darfst Dich nit vergreifen!"

„Oho!" schrie Stromminger, roth vor Zorn. „Wollt 's mich zu'n alten Toddel machen? So altersschwach is der Stromminger noch nit, daß er's nit noch aufnehmen könnt' mit so 'n Gelbschnabel! Geh nur her — I will Dir's schon zeigen,

daß I noch Mark in die Knochen hab', Dich fürcht' I noch lang' nit und wenn D' noch zehn Bären g'jagt hätt'st."

Und wie ein wüthender Stier drang der stämmige Mann auf den jungen Jäger ein, daß dieser unwillkürlich zurückwich unter dem wuchtigen Anprall. Aber nur einen Augenblick währte das Schwanken, denn Joseph's schlanke Gestalt war so muskelzähe, so elastisch biegsam — und wenn gebogen — wieder aufschnellend wie die hohen Fichten jener Gegend, die wie mit Eisendrähten in dem nackten Gestein wurzeln, sich von den vier Winden zausen lassen und gegen Bergeslasten von Schnee stemmen müssen. Stromminger hätte eben so gut einen solchen Baum ausreißen, als Joseph vom Boden aufbringen können. Und nach einem kurzen Ringen schlangen sich Joseph's Arme fest um Stromminger und schnürten sich zu, immer fester bis zum Ersticken, daß ein lautes Stöhnen aus Stromminger's gepreßter Brust drang und er keine Hand mehr frei machen konnte. Und nun begann der junge Riese an dem alten Mann zu rütteln und zu lüpfen, herüber, hinüber, langsam, mälig, aber gründlich,

ihm bald den einen, bald den andern Fuß unter dem Leibe wegdrängend, als wolle er ihn ruckweise lockern. Die Umstehenden wagten kaum zu athmen ob des seltenen Schauspiels, es war ihnen fast, als dürften sie nicht hinsehen, wenn ein so alter Baum zum Sturz käme. Jetzt — jetzt hatte Stromminger den Boden unter den Füßen verloren — jetzt mußte er stürzen, — aber nein, — Joseph hielt ihn auf, schleppte ihn in seinen starken Armen zur nächsten Bank und setzte ihn darauf nieder. Dann zog er ruhig sein Tuch und trocknete Stromminger den perlenden Schweiß von der Stirn: „Seht, Höchstbauer, I hab Euch 'zwunge, I hätt' Euch könne werfen, aber da sei Gott davor, daß I anem alten Mann die Schand' anthät'! Und jetzt woll'n wir wieder gut Freund sein, — nix für ungut, Stromminger!“

Er hielt gutmüthig lachend dem Stromminger die Hand hin — aber dieser schlug sie mit einem bitterbösen Blick zurück: „Der Teufel soll Dir's eintränken, Du Schandbub'!“ schrie er ihn an. „Und Ös Alle, Ös Söldener, die a Freud' d'ran g'habt habt's, wie der Stromminger zum Kinderspott word'n

is, Ös sollt's schon noch erfahren, wer der Stromminger is.. Jetzt wird kei G'schäft mehr mit Euch g'macht und nix mehr g'stundet und wenn halb Sölden verhungern müßt'!" Er ging zu dem Baum, auf dem Wally noch wie in einem Fiebertraum saß, und riß sie am Kleid: „Komm' 'runter Du! 's wird nimmer da Mittag g'macht. Von mir soll kei Söldener mehr 'n Kreuzer sehen." Aber Wally, die mehr vom Baume gefallen, als gestiegen war, stand da wie gebannt und ihre Augen hafteten fast bittend auf Joseph. Sie meinte, er müsse es spüren, wie leid es ihr that, daß sie fort solle; ihr war, als müsse er ihre Hand fassen und sagen: „bleib' nur bei mir — Du gehörst ja zu mir und I zu Dir — und zu Niemand sonst!" Aber er stand mitten in einem Knäuel von Männern, die verblüfft zusammen flüsterten, denn Viele im Dorf waren dem Stromminger verschuldet, dessen Reichthum in den Lebensadern der ganzen Gegend kreiste. —

„No — wird's?" stieß Stromminger das Mädchen an, und sie mußte wohl oder übel folgen, aber ihre Lippen zuckten, ihre Brust arbeitete krampfhaft, ein Blitz ohnmächtigen Zornes traf ihren Vater.

Wie ein Kalb trieb er sie vor sich her. So gingen sie ein paar Schritte, da kamen Leute ihnen nach, und als sie sich umsahen, da stand der Joseph mit noch ein paar Bauern hinter ihnen und sagte: „Höchstbauer, seid's doch nit so grandig! Ös könnt's doch nit mit dem Dirnl un'gessen den weiten Weg auf die Sonneplatten laufen."

Und er stand dicht neben Wally und sein Athem umwehte sie, wie er so sprach, und sein Auge ruhte auf ihr — seine Hand legte sich mitleidig auf ihre Schulter, sie wußte nicht, wie ihr geschah — er war so gut, so lieb, und dennoch war ihr zu Muthe wie damals, als ihr beim Ausnehmen des Geiernestes plötzlich die Fittige des Geiers um die Ohren rauschten, daß ihr Hören und Sehen verging! So etwas Uebermächtiges lag für das junge Herz in seiner Nähe, seiner Berührung. Sie hatte nicht gezittert, als das mächtige Thier auf sie niederstieß und ihr mit den breiten Schwingen die Sonne verdunkelte, sie hatte sich tapfer und besonnen gewehrt, aber jetzt zitterte sie am ganzen Leibe und stand verwirrt und verlegen da.

„Hebt's Euch weg!" schrie der Höchstbauer und

ballte die Faust gegen Joseph. „I schlag' Dir in's Gesicht, wenn D' mi nit auslaß't, und wann's mi mei Leb'n kost'."

„No wenn ös nit wollt's — so laßt's bleib'n — ös seid's a Narr, Höchstbauer!" sagte Joseph gelassen, drehte sich um und ging mit den Andern wieder zurück. Nun hielt sie Niemand mehr auf, sie schritten unbehelligt weiter — immer weiter von Joseph weg. Wally sah sich um, sie sah noch eine Weile seinen Kopf über die Andern hervorragen, sie hörte die vielerlei Stimmen und das Lachen auf dem Platz vor der Kirche. Sie konnte es immer noch nicht glauben, daß sie wirklich fort sollte und den Joseph nicht mehr sehen — vielleicht nie mehr. Jetzt bogen sie um eine Felsenecke und jetzt war Alles verschwunden, der Platz mit den vielen Menschen und der Joseph — und Alles, Alles vorbei. Und nun plötzlich kam es über sie, wie die Ahnung eines großen Glücks, das ihr gewinkt und das ihr nun unwiederbringlich verloren sei. Sie schaute sich um, wie um Hülfe flehend in ihrer Herzensnoth, in dem neuen, nie gekannten Weh.

Aber da war Keiner, der ihr gesagt hätte: „Sei ruhig — es wird schon besser werden.“

Todt und starr das Geklüft und Gestein rings umher, todt und starr schauten die Ferner sie an; was kümmerte sie, die Welten kommen und vergehen gesehen, dies arme, kleine, zuckende Menschenherz? Ihr Vater ging so stumm neben ihr her, als wäre er ein wandelnder Felsblock. Und er war ja an Allem Schuld. Er war ein böser, harter, erbarmungsloser Mann, sie hatte keinen Menschen auf der Welt, der sich ihrer annahm. Und während sie so dachte und mit sich selbst rang, schritt sie mechanisch weiter, immer weiter dem Vater voraus, bergauf — bergab, als wollte sie sich ihren Schmerz verlaufen. Die Sonne stach und brütete auf der kahlen Felswand, ihre Brust rang nach Athem, die Zunge klebte ihr am Gaumen, alle Adern schlugen ihr. Plötzlich vergingen ihr die Sinne, sie warf sich zur Erde und brach in ein lautes Schluchzen aus.

„Oho, was stellt denn das vor?“ sagte Strominger auf's Höchste überrascht, denn er hatte seine Tochter seit ihrer Kindheit nicht mehr weinen sehen. „Bist närrisch?“

Wally antwortete nicht, sie überließ sich ganz dem wilden Ausbruch ihres Herzeleids.

„Jetzt red'!“ herrschte Stromminger sie an: ‚Was soll das Gethu's heißen? Thu's Maul auf — oder —!“ Da brach sie heraus aus dem ungestümen pochenden Herzen, wie der Bergstrom aus dem gelockerten Geklüft hervorbricht, die ganze volle Wahrheit, und überschüttete den Alten mit dem brausenden Gischt ihres Zorns. Sie sagte Alles, denn sie war immer wahrhaftig gewesen und nicht geübt, zu lügen. Sie sagte, daß ihr der Joseph gefallen und sie ihn lieb gewonnen habe, so lieb wie keinen Menschen auf der Welt, und daß sie sich so darauf gefreut, mit dem Joseph zu reden, und wenn der Joseph gehört hätte, daß sie so ein starkes Mädel sei und auch schon allerlei Kraftstückeln verübt hätt', da hätt' er nachher auch gewiß mit ihr getanzt und dann hätt' er sie gewiß auch lieb gewonnen, und um das Alles habe ihr Vater sie nun gebracht, da er wie ein Unsinniger über den Joseph hergefallen sei und sie dann von der Firmelung habe weglaufen müssen mit Spott und Schand', daß der Joseph sie sein Lebtag nicht mehr anschauen

werd'! Aber so sei der Vater immer, bös und wild gegen alle Leute, deshalb heiße er auch überall der schieche Stromminger, und sie müsse das nun büßen!

Da plötzlich schrie Stromminger: „Jetzt hab' J's g'nug!" Es sauste über ihr durch die Luft und ein Streich schmetterte von des Vaters Stock auf sie nieder, daß sie meinte, der Rückgrat sei ihr abgebrochen, und sie erbleichend das Haupt neigte. Es war Hagel, der auf die kaum erschlossene Blüthe der Seele fiel. Einen Augenblick war ihr so übel, daß sie sich nicht regen konnte. Schwere Tropfen quollen aus den geschlossenen Lidern hervor wie der Saft aus dem gebrochenen Zweig, sonst war Alles todt und stumm in ihr. Stromminger stand leise fluchend neben ihr und wartete, wie der Treiber bei einem Stück Vieh wartet, das unter seinen Schlägen zusammengefallen ist und nicht weiter kann.

Ringsumher war Alles so still und einsam. Keines Vogels Stimme, kein Rauschen in den Bäumen unterbrach das Schweigen. Auf dem schmalen Felssteig, der Vater und Tochter trug,

grünte kein Baum, nistete kein Vogel. Vor Jahrtausenden mochte es hier getost haben im furchtbaren Kampf der Elemente, und so weit das Auge reichte, sah es nur die Riesentrümmer einer wilden Umwälzung. Aber jetzt waren die Feuer ausgebrannt, die den Boden gesprengt hatten, und die Wasser verlaufen, die im rasenden Schwall die Vesten der Erde mit sich fortgerissen. Da lagen sie übereinander hingeschleudert, die regungslosen Kolosse; die Gewalten, die sie zu bewegen vermochten, waren entschlummert, Kirchhofsruhe nistete dazwischen — wie zwischen Grabdenkmälern, und keusch und starr wie der himmelanstrebende Gedanke ragten die weißen Gletscherfirnen hoch darüber hinaus. Nur der Mensch, der ewig ruhelose, setzte auch hier den nie rastenden Kampf fort und störte den erhabenen Frieden der Natur mit seiner Qual!

Endlich schlug Wally die Augen auf und sammelte ihre Kraft, um weiter zu gehen. Keine Klage kam mehr über ihre Lippen, sie schaute den Vater so fremd an, als habe sie ihn nie gesehen; ihre Thränen waren versiegt.

„Du hast's jetzt g'spürt, wie's Dir geht, wenn

Du Dir noch amal 'n Gedanken an den Schandbuben beikommen laß't, der den Stromminger zum Kinderspott g'macht hat," sagte er und hielt sie am Arm, „denn daß Du's nur weißt, eher werf' I Dich von der Sonneplatten 'nunter, eh' Dich der Joseph kriegen soll!"

„'s is recht!" sagte Wally mit einem Ausdruck, der selbst den Stromminger stutzen machte, ein so unbeugsamer Trotz lag in dem einen Wort, in dem Ton, mit dem sie's sagte, in dem Blick unversöhnlicher Feindschaft, mit dem sie ihren Vater dabei ansah.

„Du bist ein böses, böses Ding Du!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„I hab's nit g'stohlen!" erwiderte sie ebenso.

„Aber wart nur, I will Dir's austreiben!" knirschte er.

„Ja, ja!" nickte sie, als wollte sie sagen „versuch's nur."

Dann sprachen sie nichts mehr mit einander auf dem ganzen Heimweg.

Als sie heimkamen und Wally in ihre Kammer ging, um ihren Feiertagsstaat abzulegen, steckte die

alte Luckard, die schon bei ihrer Mutter und Groß=mutter gewesen und Wally an Mutterstatt aufge=zogen, den Kopf zur Thür herein und flüsterte: „Wally, hast D' g'weint?“ — „Warum?“ fragte das Mädchen mit ungewöhnlich herbem Tone.

„In die Karten stehen Dir Thränen! I hab' Dir heut' an Dein'm Firmeltag die Karten g'legt: Du bist zwischen zwei Buaben g'fallen und der Schrecken dazu: und so nah' war Alles, als wär's heut' passirt und Alles über 'n klein'n Weg.“

„So?“ sagte das Mädchen gleichgültig und packte den schönen Rock ihrer seligen Mutter in die große Holztruhe.

„Is Dir was, Kind?“ fragte die Luckard, „Du schaust so schlecht aus und bist auch so fruah heimkomme. Hast nit 'tanzt!“

„'tanzt?“ das Mädchen schlug eine Lache auf, hart und gellend, wie wenn man mit einem Hammer auf eine Laute geschlagen hätte, daß die Saiten klirrend und klagend nachdröhnten. „Mir war's zum Tanzen!“

„Dir is was g'schehen, Kind! Sag's mir — I kann Dir vielleicht helfe.“

„Mir kann Niemand helfen!“ sagte Wally und warf den Deckel ihrer Truhe zu, als wolle sie Alles, was sie drückte, darunter begraben. Es war, als habe sie den Sargdeckel über all ihren jugendlichen Hoffnungen geschlossen. „Geh jetzt,“ sagte sie herrisch, wie sie nie zuvor gesprochen, „I will mich a Bissel ausruhen!“

„Jesus Maria,“ kreischte die Luckard, „da liegt ja Dei Rosenkranz — zerrissen. Wo hast die K'rallen?“

„Verloren!“

„O Jesus, Jesus, das Unglück, nur das Kreuz'l hast b'halten und die leere Schnur, — am Firmeltag den Rosenkranz zerrissen und die Thränenkart' dazu! O mei Gott und Vater, was wird da g'schehen!“

So jammernd, halb von Wally hinausgeschoben, ging die Alte und Wally schloß hinter ihr den Riegel. Sie warf sich auf ihr Bett und starrte regungslos zu dem Muttergottesbild auf und dem Crucifix, das darüber an der Wand hing. Sollte sie diesen ihr Leid klagen? Nein! Die Muttergottes meinte es nicht gut mit ihr, sonst hätte sie

ihr nicht gerade den Firmelungstag so verderben lassen. Sie wußte ja auch nicht, wie so ein Liebesweh thue, denn sie hatte ja nur den Schmerz um ihren Sohn gekannt, und das war doch etwas ganz anderes, als das Herzeleid, das Wally fühlte. Und der Herr Jesus Christus! — Der kümmerte sich erst recht nichts um Liebesgeschichten — dem durfte man gar nicht mit so etwas kommen. Der wollte nur, daß man immer nach dem Himmelreich streben solle. Ach! und ihr ganzes junges hochklopfendes Herz sehnte und drängte mit jedem Pulsschlag nach dem lieben, herzlieben Mann hier unten auf der Erde, und das Himmelreich war so weit weg und so fremd, wie konnte sie's danach verlangen in einem Augenblick, wo die allgewaltige Natur in ihr zum erstenmal gebieterisch ihr Recht forderte! Mit bitterem Trotz blickte sie zu den Gestalten der Mutter und des Sohnes auf, die mit so ganz anderen Schmerzen zu thun hatten und nur Unmögliches von ihr verlangten. Sie gönnte ihnen kein gutes Wort mehr, sie grollte ihnen, wie ein Kind den Eltern grollt, die ihm ungerechterweise eine Freude versagen. —

Lange lag sie so, die Augen vorwurfsvoll auf

die Heiligen geheftet, aber bald war es nur das liebe schöne Gesicht Joseph's, das sie noch vor sich sah, und sie griff sich unwillkürlich mit der Hand nach der Schulter, die er berührt, als wolle sie seine Berührung darauf festhalten. Und dann war wieder seine Mutter da, auf die sie so eifersüchtig war, und sie lag wieder in seinen Armen und Joseph liebkoste sie so süß, und da schob Wally die Mutter weg und legte sich statt ihrer dem Joseph an's Herz und er hielt sie umfangen und sie schaute ihm tief in die schwarzen flammenden Augen — und sie suchte sich vorzustellen, was er wohl sagen würde — aber sie wußte nichts Anderes als etwa: „Du lieb's Dirnl!" wie er zur Mutter „Du lieb's Müaterl" gesagt. Und das war so über Alles g'schmach und lieb! Ach, was konnte das Himmelreich, in das Die dort oben sie haben wollten, gegen die Seligkeit sein, die sie nur bei dem Gedanken an Joseph empfand, und wie mußte erst die Wirklichkeit sein?

Es klopfte an ihr Fenster, sie fuhr auf, wie aus einem Traume. Es war der Lämmergeier, den sie vor zwei Jahren aus dem Nest genommen und der ihr treu anhing wie ein Hund. Sie konnte ihn

frei herumlaufen lassen, er that Niemand was und flog ihr mit seinen gestutzten Flügeln nach, so gut es ging. Sie öffnete das kleine Fenster, er schlüpfte herein und schaute sie mit seinen gelben Augen zutraulich an. Sie kraute ihm den Hals und spielte mit seinen starken Schwingen, sie bald entfaltend, bald zusammenlegend. Ein kühler Luftzug strich durch das offene Fenster.

Die Sonne stand schon tiefer hinter den Bergen, der enge Fensterrahmen umschloß das friedliche Bild der in blauen Duft gehüllten Bergeshäupter.

Auch in ihr wurde es ruhiger. Die Abendluft belebte ihren Muth; sie nahm den Vogel auf die Schulter: „Komm, Hansl," sagte sie, „mir thun, als gäb's kei Arbeit auf der Welt!"

Das treue Thier hatte eine wunderliche Tröstung über sie gebracht. Sie hatte sich's geholt, da wo kein Mensch sich hingewagt, vom schroffen Felsen, sie hatte es seiner Mutter auf Leben und Tod abgekämpft und hatte es gezähmt und es gehörte ihr nun ganz! „Und er wird Dir auch einmal gehören!" sagte ihr eine innere Stimme, als sie den Vogel an sich drückte.

II.

Unbeugsam.

Das war die kurze Liebes- und Leidensgeschichte, die jetzt eben wieder in dem jungen Herzen mit all ihrem Weh aufwachte, als Wally da hinunter sah, wo sie den Joseph zu erblicken glaubte, der so oft vorbeiging und nie den Weg daherauf fand. Sie wischte sich die Stirn, denn die Sonne fing an zu brennen und sie hatte schon das ganze Geländ abgemäht, vom Haus her bis zur „Sonnenplatte", so hieß der Vorsprung, auf dem sie stand, weil es die höchste Stelle war und immer zuerst von der Sonne beschienen wurde. Nach ihm führte das Dorf seinen Namen.

„Wally, Wally!" rief es jetzt hinter ihr. „Du sollst zum Vater kommen, er will Dir was sagen." Die alte Luckard kam vom Haus her. Der

Vater ließ sie rufen? Was konnte er wollen? Er hatte seit der Geschichte in Sölden, seit einem Jahr, nichts mit ihr geredet, als was zum Tagewerk gehörte. Zwischen Furcht und Widerwillen schwankend, erhob sie sich und folgte der Luckard. „Was will er denn?“ fragte sie.

„Große Neuigkeiten,“ sagte Luckard. „Da schau auf!“

Jetzt sah Wally den Vater vor dem Haus stehen und bei ihm einen jungen Bauern vom Ort, den Gellner-Vincenz, mit einem großen „Buschen“ im Knopfloch. Es war ein stämmiger, finsterer Bursch, den Wally schon von Kindheit an als hartnäckig und verschlossen kannte. Keinem Menschen hatte er noch je ein freundliches Wort gegönnt als der Wally, die er schon von der Schule her mit seiner Zuneigung verfolgte. Vor ein paar Monaten waren ihm rasch hintereinander seine Eltern gestorben. Nun war er selbständig und nach Strominger der reichste Bauer in der Gegend.

Wally stand das Blut in den Adern still, denn sie wußte schon, was nun kommen würde.

„Der Vincenz will Dich heirathen,“ sagte

Stromminger. „Er hat mei Ja — und nächsten Monat is d' Hochzeit!“ Damit drehte er sich um und ging in's Haus, als sei da gar nichts weiter zu reden.

Einen Augenblick schwieg Wally wie vom Donner gerührt. Sie mußte sich erst sammeln, erst zur Besinnung kommen. Indessen trat der Vincenz zuversichtlich an sie heran und wollte seinen Arm um sie schlingen. Da sprang sie mit einem Schrei des Schreckens zurück und jetzt wußte sie auch, was sie zu thun hatte.

„Vincenz,“ sagte sie, bebend vor Seelenangst. „I bitt' Dich, geh' nach Haus, I kann niemals Dei Frau werden, niemals. Du wirst nit wollen, daß mich der Vater zwingt, I sag' Dir's zum letztenmal, I mag Dich nit.“

Ueber Vincenz's Gesicht zuckte es wie ein Blitz, er biß sich die Lippen und seine schwarzen Augen hefteten sich mit verzehrender Begierde auf Wally. „So — Du magst mich nit? Aber I mag Dich! Und I setz mei Leben dran, daß I Dich krieg! Und Dei Vater hat mir's Jawort 'geb'n — und das gib' I nimmer z'ruck und I denk', Du wirst Dich schon noch b'sinnen, wann's Dei Vater will!“

„Vincenz," sagte Wally, „wenn Du g'scheidt wärst, so hätt'st jetzt nit so g'sprochen, denn dann wüßtest, daß I Dich jetzt erst recht nit nimm — denn zwinge laß' I mich scho gar nit, daß Du's nur weißt. Und jetzt geh' heim, Vincenz, mir haben nix mehr mit anand' z'reden."

Und damit wandte sie sich kurz von ihm und trat in das Haus.

„O Du!" rief ihr Vincenz in zornigem Schmerz nach und ballte die Faust. Dann faßte er sich und murmelte zwischen den Zähnen: „No, I kann warten — und I will warten!"

Wally ging geradenwegs zu ihrem Vater. Der saß über seine Rechnungen gebückt und wandte sich langsam um, als sie eintrat. „Was soll's?"

Die Sonne warf ihre vollen Strahlen durch das niedere Fenster auf Wally, daß sie vor ihrem Vater stand wie in eine Glorie gehüllt. Er mußte sich selbst wundern über sein Kind, so schön war sie in dem Augenblick.

„Vater," begann sie ruhig, „I wollt' Euch nur sagen, daß I den Vincenz nit heirath'."

„So?“ rief Stromminger aufspringend. „Soll's da'naus? Du heirathst ihn nit?“

„Nein, Vater, I mag ihn nit!“

„So, — hab' I Dich g'fragt, ob D' ihn magst oder nit?“

„Nein, I sag's Euch halt ung'fragt.“

„Und I sag' Dir auch ung'fragt, daß Du den Vincenz in vier Wochen heirathst, ob D' ihn magst oder nit. I hab' ihm's Wort 'geben und der Stromminger bricht sei Wort nit. Jetzt scheer Dich 'naus.“

„Nein Vater,“ sprach Wally, „so ist das nit ab'than. I bin kei Stückl Vieh, das sich verkaufen oder versprechen lassen muß, wie der Herr will. I mein', I hätt' au noch a Wort mitz'reden, wann's an's Heirathen geht!“

„Nein, das hast nit, denn das Kind g'hört dem Vater so gut, wie a Kalb oder a Rind, und muß thun, was der Vater will.“

„Wer sagt das, Vater?“

„Wer's sagt? In der Bibel steht's!“ und in Strommingers Gesicht stieg eine bedrohliche Röthe auf.

„In der Bibel steht nur, daß mir unsre Eltern

ehren und lieben sollen, aber nit, daß mir'n Mann heirathen sollen, der uns z'wider is — blos weil's der Vater will! Schaut Vater, könnt's Euch was helfen, wann I den Vincenz nähm', könnt's Euch vom Tod retten oder vom Elend, so müßt I's freili thun und wann mir's Herz d'rüber bräch'. Aber Ihr seid's a reicher Mann, der nach Niemand nix z'fragen hat — und dem's ganz eins sein kann, wen I heirath — und Ihr gebt mich dem Vincenz blos aus Bosheit, daß I nit den Joseph nehme kann, den I lieb hab' und der mich g'wiß auch lieb hätt', wenn er mich kennen thät' — und das, Vater, is schlecht von Euch und das steht nit in der Bibel, daß sich a Kind das g'fallen lassen muß!"

„Du fürwitzig's Ding Du, I will Dir den Caplan schicken, der soll Dich lehren, was in der Bibel steht!"

„Das hilft Alles nix, Vater, und wann Ihr mir zehn Geistliche schickts und sie thäten mir alle zehn sagen, daß I Euch da d'rin folgen müßt', I thät's doch nit."

„Und I sag' Dir, Du wirst's thun, so wahr

I der Stromminger bin. Du wirst's thun oder I jag' Dich vom Haus und Hof und enterb' Dich."

„Das könnts Vater, I bin stark g'nug, daß I mir mei Brod verdienen kann. Ja, Vater, gebts Alles dem Vincenz, nur mich nit."

„Dumm's G'schwätz," sagte Stromminger betroffen. „Sollten mir die Leut' nachsag'n, daß der Stromminger nit amal sei eignes Kind meistern kann? Du nimmst den Vincenz und — wann I Dich in d' Kirch' prügeln müßt'."

„Und wann Ihr mich in die Kirch prügelt, so sag I am Altar noch Nein. Todtschlagen könnts mich — aber das Ja könnts mir nit 'rausprügeln — und wann Ihr's könntet — so spräng I eher vom Felsen 'nunter, eh' denn I zu Ein'm in's Nest ging, den I nit mag."

„Jetzt hör'!" schrie Stromminger, und seine breite Stirn war wie gespalten durch eine blaue Zornader, die darüber hinlief, sein ganzes Gesicht war aufgequollen, seine Augen blutunterlaufen, „jetzt hör', mach' mich nit toll! Du hast schon g'nug bei mir auf'm Kerbholz — jetzt gib Ruh — oder 's nimmt zwischen uns a schlechtes End'!"

„A schlechtes End' hat's schon vor einem Jahr zwischen uns g'nommen, Vater! Denn wie Ihr mich so g'schlagen habt, damals an mein'm Firmeltag — da hab' I's g'spürt, daß Alles zwischen uns aus is. Und schauts, Vater, seitdem is mir Alles einerlei, ob Ihr mir bös seid oder gut, ob Ihr mir schön thut oder ob Ihr mich todtschlagt — 's is mir Alles einerlei, — I hab kei Herz mehr für Euch, Ihr seid mir g'rad so lieb wie der Simi-laun- oder Vernagt- oder Murzoll-Gletscher!"

Ein erstickter Schrei der Wuth drang jetzt aus Stromminger's Brust, nachdem er dem Mädchen halb erstarrt zugehört. Er sprang auf sie zu, unfähig zu sprechen, faßte sie um den Leib, schwang sie vom Boden auf hoch über seinen Kopf, schüttelte sie in der Luft so lange, bis ihm selbst der Athem ausging, dann warf er sie zur Erde und setzte den nägelbeschlagenen Absatz auf ihre Brust: „Bitt' ab, was D' da g'sagt hast, oder I zertret' Dich wie'n Wurm," keuchte er.

„Thut's!" sagte das Mädchen und ihre Augen waren starr auf den Vater gerichtet. Sie athmete schwer, denn des Vaters Fuß lastete bleiern auf ihr,

aber sie regte sich nicht, sie zuckte nicht mit der Wimper.

Jetzt war Stromminger's Macht gebrochen. Er hatte gedroht, was er nicht halten konnte, denn vor dem Gedanken, die schöne, unschuldige Brust seines Kindes zu zertreten, erbleichte sein Zorn und er ward plötzlich nüchtern. Er war besiegt. Er zog fast taumelnd den Fuß von ihr zurück. „Nein, im Zuchthaus will der Höchstbauer doch nit enden," sagte er dumpf und sank erschöpft in einen Sessel.

Wally erhob sich; sie war todtenbleich, ihr Auge war thränenlos, glanzlos, wie von Stein. Sie harrte unbeweglich dessen, was nun werden sollte.

Eine Minute schweren Nachdenkens ließ Stromminger verstreichen, dann sprach er mit heiserer Stimme: „I kann Dich nit umbringen, aber weil Dir der Similaun und der Murzoll doch so lieb sind wie Dei Vater, so sollst künftig auch beim Similaun und beim Murzoll bleiben. Da g'hörst D' hin! Unter mein'n Tisch streckst Deine Füß' nimmer. D' gehst auf's Hochjoch Vieh hüten und bleibst so lange oben, bis D' einsehen g'lernt hast, daß es doch besser ist im Vincenz sein'm warmen

Nest, als im Murzoll seine Schneemulden. Schnür Dei Bündel, denn I will Dich nimmer sehen. Morgen früh gehst aufi. I werd' die Schnalser den Pacht künden und schick Dir mit 'm Handbub nächste Woch' 's Vieh nach; nimm Brod und Käs mit, daß D' g'nug hast, bis 's Vieh kommt. Der Klettenmaier soll Dich 'nauf führen. Und jetzt heb' Dich weg, das is mei letztes Wort und bei dem bleibt's!"

„'s is Recht, Vater!" sagte Wally leise, neigte das Haupt und verließ ihres Vaters Zimmer.

III.

Verstoßen.

Auf's Hochjoch! Das war ein furchtbares Wort. Denn in den unwirthlichen Gefilden des Hochjochs, da ist nicht das fröhliche Leben der Alm, wo die weiche, würzige Luft vom Geläut der Glocken und vom Gejodel der Sennen und Sennerinnen wiederhallt, — hier ist ewiger Winter, Todesruhe. Traurig leise, wie wohl eine Mutter die bleiche Stirn des todten Kindes küßt, so küßt die Sonne diese kalten Firnen. Spärliche Matten, die letzten Reste zähen organischen Lebens ziehen sich noch verloren in die winterliche Wildniß hinein, bis endlich der letzte Halm ausgerottet, der letzte Tropfen quellenden Saftes erstarrt ist. Ein langsames Absterben der Natur. Aber der sparsame Bauer nützt auch diesen kargen Rest noch aus. Er schickt seine Heerden hinauf,

um abzugrasen, was sie da oben noch finden, und das weidende Schaf, das lüstern einer bis hierher verirrten Pflanze milderer Regionen nachstrebt, fällt nicht selten in eine Eisspalte hinab.

So sollte das Kind des stolzen Höchstbauern, dessen Besitzthum auf Stunden in die Weite und hinauf bis in die Wolken reichte, seine Blüthezeit in beständigem Winter zubringen. Während unten auf der Erde die Mailüfte wehten, der quellende Saft die Knospen sprengte, die Vögel ihre Nester bauten und Alles sich regte im fröhlichen Verein, mußte sie den Hirtenstab zur Hand nehmen und auswandern aus den Frühlingsgefilden hinauf in die Einöde des Gletschers, und erst, wenn unten der Herbstwind sauste und der Winter sich anschickte, zu Thal zu gehen, dann durfte auch sie herabsteigen, als wäre sie ihm verkauft mit Leib und Leben.

Kein Bauer der ganzen Gegend schickte seine Hirten dahinauf, sondern sie hatten die Weiden verpachtet an die Schnalser jenseits des Jochs, denen sie näher lagen, und diese schickten ein paar halbwilde wetterharte Gesellen herüber, die sich in Felle kleideten und auf Stunden von einander entfernt in

Steinhütten wie die Einsiedler hausten, und nun verdammte der Höchstbauer, der seine Weiden bisher auch immer verpachtet hatte, sein eigenes Kind zu dem Leben der Schnalser Hirten. Aber über Wally's Lippen kam keine Klage. Sie rüstete sich still zu der freudlosen Alpfahrt. Gegen Morgen, lange vor Sonnenaufgang, während der Vater, die Knechte und Mägde noch schliefen, zog Wally aus ihres Vaters Hause fort — auf die Berge. Nur die alte Luckard, „die ja Alles aus den Karten vorhergewußt" und die Nacht bei Wally aufgewesen, ihr das Bündel schnüren zu helfen, steckte ihr zum Lebewohl den Rautenstrauß auf's Hütel und ging ein Stück mit ihr. Die Alte weinte, als gäbe sie einer Todten das Geleit. Der Klettenmaier kam mit dem Packen hinterdrein. Er war ein alter treuer Knecht, der Einzige, der im Dienste Stromminger's ergraut war, weil er taub war und es nicht hörte, wenn der Stromminger schalt und tobte. Diesen hatte er seiner Tochter zum Führer mitgegeben. Die Luckard ging mit bis wo der Weg steil anging; dort nahm sie Abschied und kehrte um, weil sie zum Morgenbrod wieder daheim sein mußte. Wally stieg die

Höhe hinan und schaute hinunter auf den Weg, wo die Alte hinschritt und in die Schürze weinte, und es wurde ihr beinah selbst weich um's Herz. Die Luckard war doch immer gut mit ihr gewesen, wenn sie auch alt und schwach war, sie hatte Wally wenigstens lieb gehabt. Da drehte sich die Alte unten auf dem Wege noch einmal um und deutete nach oben. Wally folgte der Richtung ihres Fingerzeigs und sieh, da segelte etwas an der Bergwand hin durch die Luft, schwerfällig, unsicher, wie ein Papierdrache, dem der Wind fehlt — immer nur ein Stück weit fliegend, dann niederfallend und sich mühsam wieder aufraffend. Der Geier war ihr mit seinen gestutzten Flügeln den ganzen Weg so mühselig nachgeflattert. Jetzt schien ihm aber die Kraft auszugehen, er humpelte nur noch, mit den Flügeln schlagend, weiter.

„Hansl — o mei Hansl — wie hab' I Dich vergessen könne!" rief Wally und sprang wie eine Gemse von Stein zu Stein, den kürzesten Weg zurück, das treue Thier zu holen. Die Luckard blieb stehen, bis Wally den Saumpfad wieder gewann, und begrüßte sie noch einmal, wie nach einer lan

gen Trennung. Endlich war Hansl erreicht, und Wally nahm ihn in ihre Arme und drückte ihn an ihr Herz, wie ein Kind. — Sie hatte den Vogel in ihren Gedanken mit Joseph so verwoben, daß er ihr fast war wie ein stummer Vermittler zwischen ihr und ihm, oder wie wenn sich Joseph in den Geier verwandelt habe und sie halte ihn in den Armen, wenn sie den Vogel halte. Wie sich der inbrünstige Glaube seine sichtbaren Symbole schafft, um das unerreichbar Ferne sich nahezubringen, das Unfaßbare zu fassen, und wie ihm ein hölzernes Kreuz und ein gemaltes Heiligenbild wunderthätig wird, so schafft sich auch die inbrünstige Liebe ihre Symbolik, an die sie sich klammert, wenn ihr der Geliebte unerreichbar fern ist, und so schöpfte Wally aus dem Vogel eine wunderbare Tröstung. „Komm Hansl," sagte sie zärtlich, „Du gehst mit mir 'nauf auf 'n Ferner. Wir zwei trennen uns nimmer!"

„Aber Kind," sagte die Luckard, „Du kannst doch den Geier nit mit da 'nauf nehmen, er müßt' a verhungern; Du hast da droben kei Fleisch, und so a Viech frißt ja nix anders."

„Du hast Recht," sagte Wally betrübt, „aber I kann mich von dem Thier nit trenne, I muß doch was haben da droben in der Einöd. Und I kann au das Thier nit allein z'Haus lassen, wer thät' denn d'rauf achten und für ihn sorgen, wenn I nit da wär'."

„O, wegen dem sei nur ruhig," rief Luckard, „I will scho für ihn sorgen!"

„Ja, aber Dir folgt er nit," meinte Wally, „Du wirst nit mit ihm fertig werden."

„Ach, I bitt' Dich," sagte die Luckard harmlos, „I hab' Dich so lang' g'hütet — I werd' au den Geier hüten könne! Gieb 'n nur her, I will 'n heimtragen." Und sie nahm Wally frischweg den Geier vom Arm. Aber da war's gefehlt, denn das herrliche Thier setzte sich zur Wehre und hackte so zornig nach Luckard, daß diese ihn erschrocken fahren ließ. An ein Mitnehmen war nicht mehr zu denken.

„Siehst!" jubelte Wally, „er geht nit von mir, I muß ihn scho behalten, werd's wie's will! I bin ja doch amal die Geier-Wally, so will I's au bleiben. O, mei Hansel, so lang' wir zwei

beisammen sind, hat's kei Noth! Weißt was, Luckard, I lass' ihm jetzt die Flügel wachsen, er fliegt mir doch nit mehr fort, und dann kann er sich dort oben sei Futter selber suchen."

„In Gottes Namen, so nimm 'n mit. I schick' Dir dann mit'm Handbub noch was Frisches und was G'selchtes 'rauf, das kannst ihm für 'n Anfang geben, bis er weiter fliegen kann." Und so war es denn entschieden; Wally nahm den Vogel unter den Arm wie ein Huhn und trennte sich von Luckard, die auf's Neue zu weinen anfing. Nun ging es ohne Aufenthalt wieder den Berg hinan, dem Klettenmaier nach, der indessen vorausgegangen war.

Nach zwei Stunden erreichte sie Vent, das letzte Dorf am Eingang in die Eiswelt. Sie erstieg die Anhöhe über Vent. Hier begann der Weg auf das Hochjoch. Sie blieb noch einmal stehen und schaute, an ihren Bergstock gelehnt, hinab auf das stille, halb noch traumumfangene Dorf und hinüber nach dem Wildsee und den letzten Häusern des Oetzthals, den Rofener Höfen, die fast am Fuße des immer vor- und rückwärts schreitenden Hochvernagt-

ferners lagen und trotzig zu sagen schienen: „Zertritt uns!“ wie Wally gestern zu ihrem Vater gesagt. Und wie ihr Vater, so zog auch der Hochvernagt immer wieder seinen mächtigen Fuß zurück, als könne er es nicht über sich gewinnen, die Burg seiner braven Alpensöhne, der „Klötze von Rofen,“ zu zerstören. Und wie sie so dastand und hinabschaute auf die letzten Menschenwohnungen, bevor sie hinaufstieg in die Wildniß über den Wolken, da hub es drunten auf dem Kirchthurm von Vent an zur Frühmette zu läuten. Aus der Thür des kleinen Pfarrhauses, wo die Knospen der Bergnelken am Fenster im Morgenwind nickten, trat der Caplan und ging mit gefaltenen Händen seiner Amtspflicht nach in die Kirche. Da und dort thaten die Holzhütten ihre schlaftrunkenen Augen auf und eine Gestalt nach der Andern trat heraus, streckte sich und schritt mälig der Kirche zu.

Sorglich, keinen Ton verlierend, trugen windbeflügelte Engel das fromme Geläut durch die Morgendämmerung hinauf auf die Berge, daß es an Wally's Ohr klang wie eine betende Kinderstimme. Und wie ein Kind die Mutter aufweckt

mit seinem süßen Lallen, so schien das Geläut von Vent die Sonne geweckt zu haben; sie that ihr Weltenauge auf, und die Strahlen ihres ersten Blickes schossen empor über die Gebirge, ein unermeßliches Flammenbüschel, das die Häupter im Osten krönte. Das dichte Dämmergrau am Himmel verklärte sich plötzlich durchsichtig blau, immer mächtiger breitete sich's aus, das Strahlenschießen über alle Himmel, und da stieg sie endlich empor über die wolkenverhüllten Gipfel in ihrer vollen Pracht und wandte ihr Flammenangesicht liebend der Erde zu. Und die Berge streiften die Nebelhüllen ab und badeten die nackten Formen in Strömen von Licht. Tief unten in den Schlünden wallte und wogte es auf und nieder, als hätten sich alle Wolken von dem reinen Himmel dort hinabgesenkt. Oben in den Lüften sauste es wie wilde Jubelhymnen, und die Erde weinte Thränen seligsten Erwachens, wie die Braut am Hochzeitsmorgen. Und wie die Thräne an den Wimpern der Braut, so zitterte der Frühthau wonnig an Halmen und Büschen. Freude über allen Gefilden, oben auf den Bergen, wo der blendende Strahl sich in dem

weitschauenden Auge der Gemse spiegelte, unten im Thal, wo die Lerche sich zwitschernd aus dem Saatfeld aufschwang!

Trunken schaute Wally in die erwachende Welt hinein, und ihr Auge vermochte es kaum in den engen Rahmen zu fassen, das weite, leuchtende Bild in seiner keuschen Morgenschöne. Der Geier auf ihrer Schulter lüftete wie grüßend und sehnsüchtig seine breiten Schwingen der Sonne zu. Unten in Vent wurde es indessen lebendig. Wally konnte in dem grellen Morgenlicht Alles unterscheiden. Die Buben küßten am Brunnen die Mädels. Aus den Häusern wirbelte weißer Rauch auf, spurlos verschwindend in der heitern Frühlingsluft — wie sich auch in der glücklichen Seele ein trüber Gedanke in Nichts auflöst. Auf dem Platz vor der Kirche versammelten sich die Männer in sonntäglich reinen Hemdärmeln, die Pfeifen mit dem Silberbeschläg im Mund. Es war Pfingstsonntag, wo Alles feierte und sich freute. O heiliges Pfingstfest! Solch ein Tag mußte es gewesen sein, da der Geist des Herrn sich herabsenkte auf die Jünger und sie verklärte mit dem göttlichen Lichtstrahl, daß sie hingingen

in alle Welt und predigten das Evangelium der Liebe — predigten es den warmen offenen Frühlingsherzen, und im Frühling der Erde brach auch der Menschheit Frühling an — die Religion der Liebe Nur für das Mädchen da droben auf dem Berg gab es keine Pfingsten, keine Offenbarung der Liebe. Kein beredter Mund hatte ihm das Evangelium lebendig gemacht. Ein starrer Buchstabe war es ihm geblieben, ein blindes Samenkorn, dem der warme Strahl gefehlt, der es aufgehen ließ in seinem Herzen. Ihm senkte sich keine Friedenstaube aus dem tiefblauen Himmel herab — der Raubvogel auf seiner Schulter war ihm der einzige Liebesbote! — —

Endlich raffte sich Wally aus ihrem traumhaften Schauen auf. Noch einen Abschiedsblick sandte sie in die lustigen, lauten Dörfer hinab — dann wandte sie sich und stieg den stillen Schneegefilden des Hochjochs zu — in die Verbannung.

IV.

Das Kind Murzoll's.

Fünf Stunden war Wally gestiegen, bald über ganze Felder duftiger Alpenkräuter, bald über fuß=tiefe Schneefelder und breite Moränen hin. Die durchwachte Nacht lag ihr lähmend in den Gliedern, und fast verzagte sie, das Ziel ihrer „Fahrt" zu erreichen. Hände und Füße zitterten ihr, denn fünf Stunden mit solch einem tückischen Berg um sein Leben kämpfen — ist eine harte Arbeit. Schwere Tropfen perlten auf Wally's Stirn, da plötzlich wie mit einem Zauberschlage stand sie vor einer Wolken=wand. Sie war um eine Felsenecke gebogen, die sich vor die Sonne geschoben hatte, und nun um=fing sie dichter Nebel und ein eisiger Hauch trocknete ihr den Schweiß von der Stirn. Ihre Füße rutsch=ten bei jedem Schritt, so spiegelglatt war hier der

Boden. Sie stand auf Eis. Sie hatte den Murzoll-Gletscher betreten, die höchste Zacke des Hochjochkamms. Hier wuchs nur noch dürftiges Berggras zwischen Geröll und Schnee hervor, ringsum bläulich schimmerndes Eisgeklüft, reine, dies Jahr noch von keinem Menschen- oder Thierfuß beschmutzte Schneeflächen, tiefer Winter. Fröstelnd schauderte Wally zusammen. Dies war der Vorhof zur Eisburg Murzoll's, von der im Oetzthal so viele Sagen gehen, wo die „saligen" (seligen) Fräulein hausen, von denen die Luckard der kleinen Wally an langen Winterabenden erzählt, wenn der Schneesturm um das Haus heulte. Es wehte sie fast gespenstisch an aus diesen öden Eismauern, Höhlen und Verließen, wie alte Schauer der Kindheit, als wohne hier wirklich der finstre Gletschergeist, mit dem die Luckard sie so oft zu Bett geschreckt, wenn sie widerspenstig war.

Lautlos schritt sie weiter. Endlich machte der taube Führer Halt bei einer niederen Hütte, von Steinen erbaut, mit weitüberhängendem Dach, einer starken Thür von rohem Holz und kleinen Luken, statt der Fenster. Darin waren ein paar geschwärzte

Steine als Herd und eine Lagerstätte aus altem verfaulten Stroh. Das war die Hütte des Schnalser Hirten, der sonst hier gehütet hatte, und die nun Wally bewohnen sollte. Wally verzog keine Miene, als sie die trostlose Behausung sah; es war eben eine schlechte Alphütte, wie es viele gab, und sie war ja hart gewöhnt. Solche Dinge waren es nicht, die ihren trotzigen Muth erschütterten. Aber sie war erschöpft zum Umsinken, sie hatte seit gestern mehr durchgemacht, als selbst ihre ungewöhnliche Kraft ertragen konnte. Mechanisch half sie dem Tauben, dem Luckard eine Menge Nöthiges und Gutes für Wally aufgepackt, eine bessere Lagerstätte bereiten, sich in der öden Hütte etwas wohnlicher einzurichten. Mechanisch aß sie mit ihm von dem, was Luckard ihr mitgegeben. Der Mann sah, daß sie blaß war, und sagte mitleidig: „So, jetzt wär's 'gessen, jetzt leg' Dich a Bissel nieder und schlaf', Du hast's nöthig. I will Dir von da drunten derweil Holz 'rauftragen für die nächsten Täg'; nachher muß I aber wieder umkehren, sonst komm' I nimmer bei Tag heim, und Dei Vater hat's streng befohlen, daß I heut wieder z'ruck komm'." Er

schüttelte ihr einen guten Strohsack auf, den er mitgeschleppt, und sie sank mit halb geschlossenen Augen darauf nieder und reichte ihm dankbar die Hand.

„I will Dich nit wecken", sagte er. „Wann's D' etwa noch schlafen thät'st, wann I ging, sag' I Dir jetzt glei Adjes! Bleib g'sund und fürcht' Dich nit. — Du dauerst mich — da oben so allein — aber — warum hast Dein'm Vatern nit g'folgt!"

Wally hörte die letzten Worte nur noch wie im Traum. Der Taube verließ die Hütte mitleidig kopfschüttelnd; das Mädchen schlief bereits fest. Bang und schwer hob und senkte sich ihre Brust, denn auch im Schlummer drückt erfahrenes Leid wie ein Alp. Und sie träumte von ihrem Vater, er schleife sie an den Haaren in die Kirche. Und sie dachte immer, wenn sie nur ein Messer hätte, daß sie die Haare abschneiden könnte, dann wäre sie frei. Da plötzlich stand Joseph neben ihr und hieb mit einem Streich die Zöpfe durch, daß der Vater sie in der Hand behielt, und Wally lief fort, und während der Joseph mit dem Vater rang, stieg Wally die Anhöhe der Sonnenplatten hinan, um

sich in die Asche hinabzustürzen. Aber ihr grauste doch vor der Untiefe und sie besann sich. Da hörte sie wieder ihren Vater dicht hinter sich, Verzweiflung faßte sie und nun that sie den Sprung. Sie fiel und fiel — aber sie konnte nicht zur Tiefe kommen, und plötzlich da war es, als stemme sich ihr von unten ein Luftdruck entgegen, der sie nicht hinunter ließe, sondern sie höbe und emportrüge. So schwebte sie auf, immer kämpfend um das Gleichgewicht, das sie beständig zu verlieren fürchtete, bis zu dem Gipfel Murzoll's. Aber sie konnte nicht Fuß fassen auf dem Felsen, wie ein Schiff, das nicht anlegen kann. Ein furchtbarer Wirbelwind hatte sie erfaßt, und sie mühte sich vergebens, sich an der nackten Wand anzuklammern. Schwarze Gewitterwolken ballten sich um sie zusammen, durch die gespenstisch bleich der schneeige Scheitel des Berges hindurch ragte. Feurige Schlangen durchfuhren die schwarze Masse um sie her, ein Donnerschlag krachte, daß der Berg erdröhnte, und sie wurde wirbelnd zwischen diesen Gewalten hin- und hergeschleudert, und hatte nur immer die Angst, daß der Sturm sie umkehre, denn sie fühlte, daß, wenn sie mit

dem Kopf nach unten käme, sie in die Tiefe stürzen müsse. Und sie bog sich und wand sich wie ein Schifflein auf den schaukelnden Luftwellen und mühte sich ab, den Kopf oben zu behalten. Aber da hob es ihr die Füße auf und sie fühlte, wie die Schwere des Kopfes abwärts wuchtete. Sie wollte in den Sturm und den Donner und die schwarze Wolkennacht hinein um Hülfe schreien, aber sie brachte keinen Ton heraus, das Entsetzen schnürte ihr den Hals zu. Da plötzlich ward sie gehalten, sie fühlte festen Grund, sie lag in einer Bergschlucht, wie sie meinte, aber es war keine Schlucht — es waren riesige steinerne Arme, die sie umfingen, und siehe, aus dem gelichteten Gewölk heraus bog sich ein mächtiges Antlitz von Stein über sie. Es war das greise Antlitz Murzoll's. Seine Haare waren beschneite Fichten, seine Augen Eis, sein Bart war Moos und die Brauen waren Edelweiß. Auf seiner Stirn stand als Diadem die Mondessichel und ergoß ihren milden Schein über das weiße Angesicht und die großen Augen von Eis leuchteten geisterhaft in in dem bläulichen Licht. Und er schaute das Mädchen an mit diesem kalten, durchsichtigen und doch

unergründlichen Augen, und unter diesem Blick gefroren ihr die Tropfen des Angstschweißes auf der Stirn und die Thränen auf der Wange und fielen leise klirrend wie Krystallperlen herab. Und er drückte die steinernen Lippen auf die ihren und unter dem langen Kuß wuchsen Alpenrosen um seinen Mund, der warm und thaufeucht geworden, und als er Wally wieder anschaute, da rannen Gletscherbäche aus seinen eisigen Augen in den Moosbart hinein. Die schwarzen Wolken hatten sich verzogen und ein Frühlingswehen ging durch die Nacht. Und nun regte Murzoll die aufgethauten Lippen und es klang wie das dumpfe Rollen in's Thal stürzender Lawinen: „Dein Vater hat Dich verstoßen — ich nehme Dich auf an Kindesstatt, denn das kalte Gestein fühlt eher ein Rühren als ein verhärtetes Menschenherz. Du gefällst mir, Du bist von meiner Art, es ist etwas von dem Stoff in Dir, aus dem die Felsen geworden. Willst Du mein Kind sein?“

„Ja!“ sagte Wally und schmiegte sich an das steinerne Herz des neuen Vaters.

„So bleib' bei mir und kehre nicht wieder zu-

rück zu den Menschen, denn bei ihnen ist der Kampf — bei mir nur ist Friede!“

„Aber der Joseph, den I gern hab'“, sagte Wally, „soll I 'n niemals haben?“

„Laß ihn“, sagte der Alte, „Du darfst ihn nicht lieben, er ist ein Gemsjäger, und meine Töchter haben ihm den Untergang geschworen. Komm, ich bringe Dich zu ihnen, daß sie Dir das Herz abtödten, sonst kannst Du nicht leben in unserm ewigen Frieden!“ Und er trug sie durch weite, weite Hallen und endlose Gänge von Eis hindurch, und sie kamen in einen großen Saal, der war ganz durchsichtig wie von Krystall, und die Sonnenstrahlen fielen herein und brachen sich in Millionen Funken, und durch die Wände schimmerten bunt in einander verschwommen und seltsam verschoben Himmel und Erde. Da spielten weiße, schneeglitzernde Mädchengestalten in wallenden Nebelschleiern mit einer Heerde Gemsen, und es war lustig anzusehen, wie sie sich neckten mit den schnellfüßigen Thieren, sich mit ihnen haschten und huschten hierhin und dorthin. Das waren die Töchter Murzoll's, die „seligen Fräulein“ des Oetzthals. Und sie schaarten sich neugierig um

Wally, als Murzoll sie auf den glatten Spiegel des Bodens niedersetzte. Sie waren schön wie die Engel, sie hatten Gesichter wie Milch und Blut; aber als Wally sie näher betrachtete, sah sie mit leisem Grauen, daß sie Alle Augen von Eis hatten, wie ihr Vater, und das Roth, das ihre Wangen und Lippen färbte, war kein Blut — sondern nur Alpenrosensaft, und sie waren kalt wie gefrorener Schnee.

„Wollt Ihr Die behalten?“ sagte Murzoll. „Ich habe sie lieb, sie ist stark und fest wie von Stein. Sie soll Eure Schwester sein.“

„Sie ist schön“, sagten die Fräulein, „sie hat Gemsenaugen. Aber sie hat warmes Blut und liebt einen Gemsjäger — wir wissen's!“

„So legt ihr die Hände auf's Herz, daß es einfriert mit all' ihrer Liebe und sie selig sei wie Ihr,“ befahl Murzoll.

Da eilten die Fräulein auf sie zu, daß es sie anwehte wie ein Schneesturm, und streckten die kalten, weißen Hände nach ihrem Herzen aus; sie fühlte schon, wie sich das zusammenzog und langsamer pochte. Da wehrte sie mit beiden Armen die seligen

Fräulein von sich ab und rief: „Nein, laßt mich — I will nit selig sein, I will den Joseph!“

„Wenn Du wieder unter die Menschen gehst, so zerschmettern wir den Joseph und werfen Dich mit ihm in den Abgrund,“ drohten die seligen Fräulein, „denn Keiner darf unter den Menschen leben, der uns gesehen.“

„So werft mich in 'n Abgrund, aber laßt mir mei Lieb' im Herzen — Alles, Alles will I erleiden, aber von meiner Lieb' laff' I nit!“ Und mit der Kraft der Verzweiflung faßte Wally eines der seligen Fräulein um den Leib und rang mit ihr, und siehe, da zerbrach ihr die zarte Gestalt in den Armen und sie behielt nur rieselnden Schnee in der Hand. Das Tageslicht erlosch, plötzlich war Alles in graue Dämmerung gehüllt, sie stand auf nacktem Fels, ein scharfer Wind peitschte ihr Eisnadeln in's Gesicht, und statt der seligen Fräulein wirbelten weiße Nebel in wildem Tanz um sie her. Hoch über ihr blickte das bleiche Gesicht Murzoll's finster durch die Wolken und er donnerte sie an: „Du lehnst Dich auf wider Menschen und Götter — Himmel und Erde werden Dir Feind sein! —

Weh Dir!“ Und verschwunden war Alles — Wally erwachte. Kalt pfiff der Abendwind durch die Luken über Wally hin. Sie rieb sich die Augen, noch zitterte ihr das Herz in der Brust von dem unheimlichen Traum, sie brauchte lang, bis sie wußte, wo sie sei, bis sich das Traumbild und die Wirklichkeit von einander schieden. Ein unerklärliches Grauen war in ihr zurückgeblieben und theilte sich auch der Wirklichkeit mit. Sie stand von ihrem Lager auf und rief unwillkürlich nach dem Knecht. Sie trat vor die Hütte hinaus, ihn zu suchen. Es war ein schöner, heller Abend geworden, die Nebel hatten sich zerstreut, aber die Sonne war im Sinken und scharf wehte die Luft der Höhe. Wally eilte hierhin und dorthin nach dem Tauben — sie fand nichts als einen aufgeschichteten Stoß von Fichtenholz, den er für sie zusammengetragen. Da fiel ihr ein, daß er gesagt, er werde fortgehen, wenn sie noch schliefe. Es war so, er hatte ihr Erwachen nicht abgewartet. Es war nicht recht von ihm, sie im Schlaf zu verlassen! So aufwachen und Niemanden mehr finden — das war doch hart. Es war so still um sie her — so öde und leer! Es mochte sechs Uhr sein und

Zeit zum Melken. Jetzt schauten wohl die vertrauten Thiere zu Haus nach der Stallthür, ob die Herrin nicht käme und Brod und Salz brächte — sie aber legte hier oben die Hände in den Schooß und um sie her regte sich nichts weit und breit. O die Todtenstille und die Unthätigkeit! — Sie wußte nicht, wie ihr zu Muthe war, — so einsam, so schrecklich einsam! Sie stieg weiter hinauf auf einen überragenden Vorsprung, um hinabzusehen auf die weite Welt. Ein nie geschautes unermeßliches Bild bot sich ihrem Blick im Purpur der untergehenden Sonne. Da lagen sie offen vor ihr bis an den Saum des Horizontes umhergestreut, die Gebirge Tyrols, in der Ferne immer kleiner werdend, in der Nähe erdrückend, überwältigend in ihrer stillen Größe und Erhabenheit. Und zwischen ihnen ruhend wie Kinder in Vaters Armen die blühenden Hochthäler. Und es ergriff sie ein namenloses Heimweh nach den trauten heimathlichen Fluren, die jetzt eben vor ihrem Blick in friedliche Abendschatten versanken. Die Sonne war hinabgeglitten und ließ am Saum des Horizontes im violetten Gewölk roth angelaufene Goldstreifen zurück. Die weiße Mond-

scheibe begann allmälig zu leuchten und kämpfte mit dem letzten verflackernden Tagesschein um die Herrschaft. In den Thälern ward es Nacht. Da und dort war es, als schimmere ein Lichtlein, kaum sichtbar dem freien Auge durch die Ferne herauf — ein Erdenstern. Jetzt gingen sie zur Ruh', die fleißigen Genossinnen dort unten. Ihnen war wohl, sie hatten Alle ein wirthlich Dach über dem Haupt und ruhten sicher geborgen im Schooß eines trauten Heimwesens — vielleicht lauschten sie noch schlaftrunken hinter dem bunten Vorhänglein am kleinen Fenster auf das Liedel des Herzliebsten — nur sie war einsam und ausgestoßen hier oben, schutzlos preisgegeben allen Schrecken, und ihr Obdach war die unwirthliche Hütte, durch deren Luken der Wind pfiff. „O Vater, Vater, kannst Du das über's Herz bringen?" rief sie laut hinaus; aber aus Nähe und Ferne antwortete ihr nur das Brausen des Nachtwindes. Immer höher stieg die Mondesscheibe, die Lichtstreifen im Westen verloren ihren Goldglanz und schimmerten nur noch gelb wie Messing am dunkeln Abendhimmel. Die Umrisse der Berge

verschoben und erweiterten sich in dem Zwielicht. Drohend, übermächtig schaute ihr nächster Nachbar, der gewaltige Similaun, auf sie herab. Alle die Riesenhäupter ringsum stierten sie feindlich an, weil sie es wagte, ihr nächtlich Wesen zu belauschen. Es war, als seien sie alle erst seit Wally's Ankunft so ruhig und still geworden, — wie eine Gesellschaft, die Geheimes verhandelt, plötzlich verstummt, wenn ein Fremder unter sie tritt. Da stand sie, die hülflose Menschengestalt, so allein inmitten dieser stillen, starren Eiswelt, so unerreichbar hoch über allem Lebenden — so fremd in der unheimlichen Gesellschaft von Wolken und Gletschern, in dem entsetzlichen, geheimnißvollen Schweigen! „Nun bist Du ganz allein auf der Welt," schrie es in ihr. Eine unnennbare Angst, die Angst der Verlassenheit, überkam sie. Ihr war plötzlich, als müsse sie verloren gehen in dem weiten, unabsehbaren Raume, und wie hülfesuchend klammerte sie sich an die Felswand und drückte das bangklopfende Herz an das kalte Gestein.

Was mit ihr vorgegangen in jener Stunde,

das wußte sie selbst nicht — aber es war, als habe der Stein, an den sie das junge, heiße, zagende Herz drückte, eine geheimnißvolle Macht über sie geübt, denn die Stunde hatte sie hart und rauh gemacht, als sei sie in Wahrheit das Kind Murzoll's.

V.

Die Luckard.

Als nach etwa acht Tagen der Hirtenbub mit dem Vieh heraufkam, erschrak er fast vor Wally, so verstört sah sie aus; aber als er ihr sagte: „Der Vater laßt Dich fragen, ob Du's jetzt g'nug hätt'st da oben und Dei Schuldigkeit thun wollt'st?“ da biß sie die Zähne zusammen und antwortete: „Sag' dem Vater, lieber ließ' I mich da oben stückweis vom Geier fressen, als dem, der mich da 'rauf g'jagt hat, noch was zu Lieb' thun!“

Das war vorderhand die letzte Botschaft, die zwischen ihr und ihrem Vater ausgetauscht ward.

Als Wally ihre kleine Heerde um sich hatte, die nur aus Schafen und Ziegen bestand, denn größeres Vieh fand in dieser Höhe nicht Nahrung genug, da kam ihr der alte Muth wieder, und die

Bergwildniß verlor ihre Schrecken für sie. Sie war ja nun inmitten ihrer Schützlinge nicht mehr einsam, sie hatte wieder etwas zu arbeiten, für etwas zu sorgen. Denn war ihr auch der Geier ein treuer Gefährte gewesen, er konnte doch die Unthätigkeit nicht bannen, die sie fast zur Verzweiflung brachte und alle finsteren Gedanken über sie Herr werden ließ.

So gewöhnte sie sich allmälig an die Einsamkeit, und sie wurde ihr lieb und traut. Das Leben mit seinen täglichen kleinen und großen Anforderungen beengt und beschränkt jede große Natur; hier oben konnte Wally's unbändiger Sinn ungeschränkt auswuchern, hier oben war für sie volle Freiheit, kein Mensch war da, ihr zu widersprechen, kein fremder Wille stellte sich ihr entgegen und als das einzige denkende Wesen weit und breit fühlte sie sich allmälig eine Königin auf ihrem einsamen hohen Throne, eine Herrscherin in dem unermeßlichen stillen Reich, das ihr Auge überschaute. Und sie blickte endlich mit einer mitleidigen Verachtung von ihrer Höhe auf das armselige Geschlecht herab, das da unten im Brodem der Erde lüstete und

gierte, feilschte und rechnete, und ein heimlicher Abscheu trat an die Stelle des Heimwehes. Dort unten war der Kampf und die Dual und die Schuld. Murzoll hatte wahr gesprochen in ihrem Traum, — hier oben in dem reinen Element von Eis und Schnee, in der reinen Luft, die kein Rauch und kein Pesthauch zerstörten Lebens verdichtete, war der Friede, die Unschuld, hier zwischen den gewaltigen, ruhigen Formen der Gebirge, die sie anfangs erschreckt hatten, war ihr die Ahnung des Erhabenen aufgegangen und ihr Sinn hatte sich daran emporgehoben weit über das gewöhnliche Maß hinaus. Nur Einer von allen den niedrigen Erdenbewohnern dort unten blieb ihr lieb, schön und groß nach wie vor. Es war Joseph der Bärentödter, der Sanct Georg ihres Traumes. Lebte er doch auch wie sie mehr auf den Höhen, als in der Tiefe, hatte er doch alle die himmelanragenden Spitzen bestiegen, auf die sich kein Anderer wagte, holte er doch die Gemse vom steilsten Felsen herab und gab es für ihn weder in der Höhe noch in der Tiefe ein Schreckniß. Er war der stärkste, der muthigste Mann, wie sie das stärkste, muthigste

Mädel! In ganz Tyrol war ihm kein Mädel ebenbürtig wie sie — in ganz Tyrol war kein Mann ihr ebenbürtig wie er. Sie gehörten zu einander, sie waren zwei Bergriesen — mit dem kleinen Geschlecht der Tiefe hatten sie nichts gemein.

So lebte sie in ihrer Einsamkeit nur für ihn und wartete des Tages, wo sich die Verheißung erfüllen werde. Kommen mußte dieser Tag — und da sie dessen gewiß war, verlor sie die Geduld nicht.

So ging der Sommer herum und der Winter stieg zu Thale und sie sollte nun bald mit seinen wilden Vorboten, dem Sturm und dem Schnee, hinabziehen in die entfremdete Heimath. — Ihr bangte vor dem Gedanken. Sie hätte sich lieber hier oben in die tiefste Eisspalte verkrochen, und ihr Dasein gefristet wie die wilde Bärin, als wieder hinabzusteigen in den Qualm und das Geplärr der niederen Spinnstube und mit dem grollenden Vater, dem verabscheuten Freier und dem schadenfrohen Gesinde eingekeilt zu sein in die engen Räume des Hauses, gefangen hinter fußhohen Wällen von Schnee, aus denen oft wochenlang kein Entkommen möglich war.

Je näher die Zeit rückte, desto schwerer wurde ihr um's Herz, desto verzweiflungsvoller lehnte sie sich gegen den Gedanken dieser Gefangenschaft auf. Aber die Zeit verstrich, ohne daß Jemand sie zu holen kam. Es schien, als habe man sie da drunten vergessen. Immer kälter und winterlicher wurde es da oben, die Tage immer kürzer, die Nächte immer länger, zwei Schafe kamen im Schneesturm um, die Thiere fanden bald keine Nahrung mehr, und die Zeit, wo das Vieh sonst heimzieht, war vorüber. „Sie wollen uns da oben verhungern lassen," sagte Wally zu dem Geier, indem sie das letzte Stück Käse mit ihm theilte, und ein heimliches Grauen wandelte sie an; das junge, gesunde Leben sträubte sich in ihr gegen den schrecklichen Gedanken. Was sollte sie thun? die Heerde im Stich lassen und allein den Heimweg suchen, daß die unschuldigen Thiere elend zu Grunde gingen? Nein, das that die Wally nicht, die stand und fiel wie ein guter Feldherr mit ihrer Truppe! Oder sollte sie sich mitsammt der Heerde aufmachen und, des Weges unkundig, wie sie war, auf dem überschneiten Ferner herumirren, um endlich die Thiere eins

nach dem andern in Eis und Schnee „verlahnen“ oder in Felsspalten stürzen zu sehen? Auch das war unmöglich. Sie konnte nichts thun als warten! —

Da endlich — an einem düstern Herbstmorgen, wo man vor Nebel die Hand vor den Augen nicht sah, die kleine Heerde zitternd vor Frost sich in ihrem Pferch zusammendrängte und Wally starr vor Kälte am Herdfeuer saß — da erschien der Handbub, der Wally heimholen sollte. Und wie ihr auch gegraut hatte bei dem Gedanken, hier oben langsam mit ihren Thieren zu verhungern, so wandelte sie jetzt doch wieder das ganze unverhehlte Entsetzen vor der Heimkehr an — und sie wußte nicht, welches Uebel das größere sei: bei ihrem rauhen Vater Murzoll zu Grunde zu gehen, oder zu ihrem wirklichen Vater zurückkehren zu müssen.

Da unterbrach der Handbub das Schweigen: „Der Vater laßt Dir sagen, Du dürf'st ihm nur vor d'Augen komme, wannst D' thun wollt'st, was er verlangt, wennst aber noch kei Vernunft annehme wollt'st, so müßtest bei die Kuhmägd' bleiben im Stall — in's Haus dürfst D' nit eini, das hab'

er g'schworen!“ „Um so besser!“ sagte Wally aufathmend, und der Bub sah sie verwundert an.

Jetzt ging sie leichten Herzens hinunter, sie war nun des Zusammenseins mit den verhaßten Menschen überhoben und konnte für sich in Scheune und Stall leben, — was der Vater ihr zur Strafe aussann, wurde ihr zur Wohlthat. Nun konnte sie ganz ungestört ihren Gedanken nachhängen, und wenn es sie nach Zuspruch verlangte, hatte sie ja die Luckard, die es so gut mit ihr meinte. Ja, sie hatte erst in der Einsamkeit da oben einsehen gelernt, was solch ein treues Herz werth war, und das konnte ihr der Vater nicht nehmen.

Fast heiter ging sie jetzt an's Werk, um sich zur Heimfahrt zu rüsten. Seit ihr die Angst vor dem widrigen Zusammenleben mit dem Vater genommen war, dachte sie mit stiller Freude an den Jubel der Alten, wenn ihr Pflegekind wieder zurückkäme. Es war doch Jemand, der sich auf sie freute dort unten, und das that ihr wohl.

„Komm, Hansel“, sagte sie, nachdem sie Alles zusammengepackt, zum Geier, der mit aufgeblasenen

Federn verdrossen am Herd saß — „jetzt geht's abi zur Luckard!“

„Die Luckard is aber nimmer z' Haus“, sagte der Handbub.

„Was, wo is sie?“ frug Wally fast erschrocken.

Der Höchstbauer hat s' fortg'jagt.“

„Fortg'jagt — die Luckard!“ schrie Wally auf: „Was hat's da geb'n?“

„Sie hat sich halt nit vertragen mit 'n Gellner-Vincenz, und der gilt jetzt Alles bei'n Höchstbauern“, berichtete gleichgültig der Bub und huckelte pfeifend die Kraxen mit Wally's Sachen auf. Wally war blaß geworden: „Und wo is sie jetzt?“

„Bei der alten Annemiedel in Winterstall.“

„Wann is das g'schehn?“

„O so vor a Wochener zehne. — Die hat amol g'schrauen! Und fast gar nit laufen hat s' könnt, so is ihr der Schrocken in d' Knie g'fahren. Der Klettenmaier und der Nazzi haben s' halten g'müßt, daß s' nit umg'fallen is. 's ganze Dorf is rum g'standen und hat zug'schaut, wie sie's 'naus-g'führt haben.“

Wally hatte regungslos zugehört, das braue

Gesicht war fahl geworden und ihre Brust arbeitete heftig. Als der Bub geendet hatte, riß sie den Hirtenstab von der Wand, schwang sich den Geier auf die Schulter und schritt hinaus.

„Mach vorwärts!“ herrschte sie mit rauher Stimme den Buben an, und schnell war die kleine Heerde gesammelt, das Milchgeschirr aufgepackt und der Zug setzte sich in Bewegung. Wally sprach kein Wort. Eine furchtbare Spannung war in ihren Zügen: die Lippen zusammengepreßt, eine drohende Falte, die an ihren Vater erinnerte, zwischen den dichten Brauen, so zog sie mit mächtigen Schritten der Heerde voran und ihr fester Fuß drückte tiefe Spuren in den Schnee. Immer schneller ging sie, je weiter sie hinabstieg, so daß der Bub mit der Heerde kaum nachkam, und wo es zu steil war, stieß sie die eiserne Spitze ihres Stabes in's Gestein und schwang sich mit gewaltigen Sprüngen hinab, daß nur der Geier in der Luft ihr über Klüfte und Felsspalten weg folgen konnte. Hirt und Heerde verschwanden oft im Nebel hinter ihr. Dann blieb sie stehen und wartete einen Augenblick, bis sie wieder sichtbar wurden und der Bub ihr die Rich-

tung des Weges angab, und weiter ging's ohne Rast und Ruhe, als handle sich's um ein Menschenleben.

Endlich war die Schneeregion überschritten und Vent lag zu Wally's Füßen wie vor sechs Monden, wo sie heraufgestiegen, aber diesmal nicht im Glanz der Maisonne, sondern trübe, herbstlich todt und kalt. Der Handbub erklärte, in Vent müßte gerastet werden. Wally weigerte sich, aber der Handbub meinte, das hieße Mensch und Vieh schinden, wenn man nicht eine halbe Stunde ruhe. „Wegen meiner," sagte Wally, „so bleib' — I geh' voraus. Jetzt kann I ja 'n Weg nimmer fehlen. Wenn sie Dich fragen, wo I sei, wenn D' heimkommst, so sag' nur, zur Luckard sei I 'gange!" Und weiter schritt sie, umrauscht von den Flügelschlägen des treuen Hansel, der jetzt fliegen konnte, wie er wollte, denn Wally beschnitt ihm die Schwingen nicht mehr. Jetzt war sie an der Stelle, wo die alte Luckard ihr bei der „Auffahrt" Lebwohl gesagt und umgekehrt war. „Die alte Luckard!" Wally sah sie noch ganz deutlich, wie sie dahinging und in die Schürze weinte, und sie sah ihre

braunen, knochigen Arme, wie sie ihr noch einmal zuwinkten, und sah die silbernen Locken, die ihr immer aus der Haube hervorhingen, im Winde flattern. Sie war in Ehren und Treuen grau geworden im Stromminger'schen Haus, und nun Schande auf dies weiße Haupt! Und Wally hatte sich so leicht von ihr getrennt und ihr das Weinen verboten und sich ungeduldig losgerissen, da die Alte sie in ihrem Schmerz nicht aus den Armen lassen wollte, und keine Ahnung hatte ihr gesagt, welchem Schicksal sie die schutzlose Magd entgegensandte mit dem kargen Abschiedsgruß, und daß Luckard Schimpf und Schmach erleiden würde um ihretwillen! Wally lief und lief, als könne sie die Luckard, wie sie vor sechs Monden hier ging, noch einholen, und trotz des Herbstfrostes stand ihr der Schweiß auf der Stirn, der Schweiß beflügelter Eile, eine schwere Schuld der Dankbarkeit abzutragen. — Und eine heiße Thräne perlte ihr im Auge, das immer die Alte mit ihrem stillen Weinen vor sich herschreiten sah. Sie ging so langsam, die Luckard, und Wally so schnell, und doch blieben sie

immer gleich weit aus einander und Wally konnte sie nicht einholen.

Einen Augenblick mußte Wally Athem schöpfen und ausruhen. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Thränen aus den Augen; dann trieb es sie wieder unerbittlich weiter. „Wart' nur, Luckard — wart nur, I komm'!" murmelte sie athemlos vor sich hin, wie zu ihrer eigenen Beruhigung!

Endlich tauchte der Kirchthurm von Heiligkreuz vor ihr auf und von da führte ein schwindelnder Steg hoch über die Ache nach einer einsamen Häusergruppe auf der andern Seite der Schlucht. Es war das Oertchen „Winterstall", wo Luckard zu Hause war. Hinter den Häusern von Heiligkreuz bog Wally ab und überschritt die leichte Brücke, unter der die wilde Ache brauste und schäumte, als wolle sie ihren zornigen Gischt hinaufspritzen bis zu dem trotzigen Mädchen, das so unbekümmert in die schauerliche Tiefe niederblickte, als gäbe es keine Gefahr und keinen Schwindel auf der Welt. Die Brücke war überschritten, noch ein steiles Stück Wegs aufwärts und da — endlich war es erreicht,

das Ziel, nach dem sie mit pochendem Herzen gestrebt, sie war in Winterstall — und dort gleich links am Wege lag die Hütte der alten Annemiedel, der Base Luckards, mit kleinen, unter dem überhangenden Strohdach versteckten Fenstern. Dahinter saß die Alte gewiß und spann, wie sie immer zur Winterszeit that, und Wally that einen tiefen Athemzug aus erleichtertem Herzen. Sie hatte die Hütte erreicht, und ehe sie hineintrat, schaute sie lächelnd durch das blinde niedere Fenster nach Luckard. Doch es war Niemand in der Stube, es sah öde und unwohnlich aus und ein abgezogenes Bett stand unordentlich aufgeschichtet da. Ein rauchgeschwärzter hölzerner Christus spannte am Kreuz seine Arme darüber aus, ein Stückchen Trauerflor und ein verstaubter Rautenkranz hing daran. Es war ein unbehaglicher Anblick, und Wally war dabei auf einmal alle Freude vergangen. Sie setzte den Geier auf ein Geländer, klinkte die Thür auf und trat in den engen Flur. An dessen Ende stand die kleine Küche offen, wo ein knisterndes Reisigfeuer auf dem Herde qualmte. Es wirthschaftete Jemand

in der Küche herum. Das war gewiß die Luckard, und klopfenden Herzens trat Wally hinein.

Die Bas stand am Herd und schnitt sich Brod zur Suppe ein; weiter war Niemand da.

„Ach, mein Gott, die Stromminger Wally", schrie die Alte und ließ vor Staunen das Messer in die Schüssel fallen — „oh mein Gott — wie Schad'!"

„Wo ist die Luckard?" frug Wally.

„O mein Gott und Vater, wärst nur drei Täg früher komme — gestern hab'n mer s' begraben!" klagte die Bas.

Wally lehnte sich mit geschlossenen Augen stumm an den Thürpfosten, kein Laut verrieth, was in ihr vorging.

„Ah das is Schad", fuhr die Alte redselig fort, „die Luckard hat g'meint, sie könnt' nit sterben, wenn sie Dich nit noch g'sehn hätt' — und Du bist au in die Karten immer daher g'standen, und Tag und Nacht hat's g'horcht, ob D' nit kimmst. Und wie s' nachher 'n Tod g'spürt hat, da hat s' g'sagt: „Jetzt muß I doch sterb'n und hab' des Kind nimmer g'seh'n!" Und da hab' I ihr noch amol

ihre Karten geb'n müff'n und da hat f' noch im Todeskampf die Karten für Dich leg'n wollen, aber 's is nimmer 'gange, die Händ' hab'n ihr zittert auf der Bettdecken, über amol sagt f' „I sieh nix mehr" — und streckt sich und hat ausg'schnauft."

Wally schlug die Hände vor's Gesicht — aber noch immer kam kein Wort über ihre Lippen. „Kumm eini in d' Stuben," sagte die Alte gutmüthig. „I hab' gar nimmer 'nein mög'n, seit's mer die Luckard 'naus tragen hab'n. I bin au immer so alleinig, und da war I so froh, wie die Bas kimma is und hat g'sagt, sie wollt jetzt bei mir bleiben. I hab's bald g'merkt, daß f' die Schand' nit lang' überlebt. Sie hat's alleweil auf'm Magen g'habt und fast gar nix mehr essen könnt und ganze Nächt' hab' I f' weine g'hört, — da is sie halt immer schwächer und kränker wor'n — bis f' g'storben is."

Die Alte hatte das Zimmer geöffnet, in das Wally vorher geblickt, und sie traten ein. Ein Schwarm herbstmatter Fliegen summte verstört auf. In der Ecke stand Luckard's altes Spinnrädchen steif

und still, und das leere, abgezogene Bett schaute sie so traurig an.

Aus einem Wandkästchen, auf dem die schwarze Muttergottes von Altenötting gemalt war, nahm die Bas ein vergriffenes Spiel deutscher Karten. „Da, schau', das G'spiel hab' I Dir aufg'hoben, I hab' ja g'wußt, daß D' kimmst, 's hat alleweil in die Karten g'standen. Das san wahre Hexenkarten, und so ein G'spiel, wo der Todesschweiß von an G'storbenen d'ran hangt, das is doppelt guat. I woaß nit, was Dir für a Ung'mach g'schicht, aber die Luckard hat alleweil 'n Kopf g'schüttelt und gar derschrocken d'reing'schaut. G'sagt hat s' mir nit, was s' g'sehen hat, aber Gut's muß 's nix g'wesen sein."

Sie gab Wally die Karten, diese nahm sie still und steckte sie in die Tasche. Die Bas wunderte sich, daß ihr der Tod Luckard's so wenig nahe ging, daß sie so ruhig war und nicht einmal eine Thräne vergoß. „I muß 'naus. I hab' mei Bannadelsuppen am Feuer," sagte sie, „gelt, Du machst bei mir Mittag?"

„Ja, ja," sagte Wally dumpf, „geht nur, Bas,

und laßt mich a Bissel ausruh'n, I bin gar g'sprunge vom Hochjoch 'runter."

Die Alte ging kopfschüttelnd hinaus: „Wenn die Luckard des g'wußt hätt', was des für a hartherzig's Ding is!"

Kaum war Wally allein, da verriegelte sie hinter der Bas die Thür und sank vor dem leeren Bett auf die Kniee. Sie zog die Karten aus der Tasche, legte sie vor sich hin und faltete die Hände darüber wie über einer heiligen Reliquie. „Oh, oh," schrie sie nun plötzlich in ausbrechendem Schmerz, „Du hast sterben müssen und I war nit bei Dir! Und Du hast mir mei Lebtag nix als Lieb's und Gut's than — und I — I hab' Dir's nie g'lohnt. Luckard, alte liebe Luckard -- hörst denn nit? Jetzt bin I ja da — und jetzt is 's z'spät! Sie hab'n mich aber au droben g'lass't, so lang' wie mer kein'n Viehbub droben laßt — aas Bosheit, daß I no recht frieren und mürb werden sollt'. Und zwei Stückeln Vieh hat's mich scho 'kost, und Dich au derzu, Du arme brave Magd!"

Plötzlich sprang sie auf und die rothgeweinten Augen leuchteten fieberhaft; sie ballte krampfhaft

die braunen Fäuste: „Aber wartet nur, Ihr da drüben — Ihr Schinder, wann I komm'! I will Euch lehren, unschuldige hülflose Leut' von Haus und Hof jagen. So wahr Gott lebt, Luckard, Du sollst's hören in Dei Grab 'nein, wie I für Dich einsteh'!"

Ihr Auge fiel auf den Christus über dem Bett der Todten. „Und Du, Du laßt auch Alles geh'n, wie's geht — und hilfst Kein'm, wenn er sich nit selber hilft," grollte sie im Ungestüm ihres Schmerzes zu dem stillen geduldigen Gott empor, den sie nimmer verstehen konnte. Sie war furchtbar in ihrem gerechten Zorn. Alles, was von der unbeugsamen Natur des Vaters in ihr lag, hatte sich dort oben in der Wildniß fesselos entfaltet und das edle, große Herz, das nur die reinsten Impulse kannte, trieb, ohne es zu ahnen, verderblich siedendes Blut durch ihre Adern.

Sie raffte ihre Heiligthümer zusammen, die Karten, worauf der Finger der Sterbenden mit Todesschweiß die letzte Liebesbotschaft geschrieben, dann trat sie hinaus und ging in die Küche zur Bas.

„I will jetzt wieder weiter geh'n, Bas," sagte

sie gefaßter. „I bitt' Euch nur, sagt mir, wie denn Alles ganga is mit der Luckard und dem Höchstbauer," — sie nannte ihn nicht mehr ‚Vater'. —

Die Bas hatte eben die Suppe in eine hölzerne Schüssel angerichtet und nöthigte Wally, mitzuessen. „Weißt," sagte sie, während Wally aß, „der Vincenz, der versteht's gar guat mit Dei'm Vater und hat 'm völlig 's Neujahr abg'wonne. Der Stromminger hat seit dem Sommer 'n offene Fuß und kann nit laufen. Da hockt der Vincenz alle Abend bei 'm und vertreibt 'm die Zeit mit Kartenspielen und laßt 'n alleweil g'winne — er denkt, er kriegt's doch amol wieder, wann er Dich kriegt! Der Alte kann schier gar nimmer leben ohne den Vincenz, und so hat er ihm halt z'nach und z'nach die ganze Aufsicht übergeb'n, weil er mit sei'm kranken Fuaß nimmer selber nachgeh'n kann. Jetzt meint der Vincenz, der Höchsthof g'hör ihm scho halber, und wirthschaft't d'rauf rum, wie er mag. Da san halt die Händel mit der Luckard an'gange, denn die Luckard, die hat halt immer nach 'm Rechten sehen woll'n, wie sie's g'wohnt war, und der Vincenz hat ihr Alles aus die Händ' g'nomme

und sie hat gar nix mehr sag'n dürf'n. Nacher wie er g'seh'n hat, daß sich die Luckard gar abhärmt, da hat er amol zu ihr g'sagt, er woll' sie scho wirthschaften lassen, wie wenn sie die Bäuerin wär' und er woll' au a Aug' zudrucken, wenn s' sich auf d' Seit' brächt', so viel s' möcht', wenn sie 'm nur helfen wollt', daß er Dich krieget, denn er wiss' scho, daß s' Alles über Dich vermöcht'.— Und da is halt die Luckard grob wor'n: Sie hab' ihr Lebtag nix g'stohlen, sagt s', und werd's au jetzt auf ihre alten Täg' nit anfange — sie woll' nix, als was s' sich ehrlich verdienet, und an Mann, der ihr so was Schlecht's nachsehen thät', den thät' sie der Wally scho gar nit recomediren, hat s' g'sagt. Was thuet der Ruach? Geht hin zum Stromminger und verklagt die Bas. Er hab' sich jetzt überzeugt, sagt er, daß 's nur die Luckard sei, die Dich gegen ihn und Dein' Vatern aufg'stift't hätt'. Und sie sei Schuld an Dei'm Ung'horsam, hat er g'sagt, weil sie's Heft in der Hand b'halten wollt'! Und so is 's halt kimme. Und weißt, des hat ihr 's Herz brochen, daß ma so was von ihr 'glaubt hat, wo doch kei wahr's Wort d'ran war.

Des thuet ei'm weh, wenn ei'm so Unrecht g'schicht. Gelt — sie hat nie was zu Dir g'sagt, Du sollst Dei'm Vatern nit folgen?"

„Nie, nie — im Gegentheil, sie war a demüthige, b'scheidene Magd und hat in nix d'rein g'red't, was sie nix an'gange hat," sagte Wally und wieder wurden ihr die brennenden Augen feucht. Sie wandte das Gesicht ab und stand auf. „B'hüet Gott, Bas, I kimm scho amol wieder!" Sie nahm ihren Stab und Hut, rief ihrem Geier und schritt rasch der Heimath zu.

VI.

Ein Tag in der Heimath.

Als Wally über den Steg zurückging, schwindelte ihr. Jetzt erst fühlte sie, wie ihr das Blut im Kopf war. Die mildere Luft hier unten erschien ihr gegen die dünne Eisluft auf dem Ferner schwer und beklemmend, der Vogel, der sich bei der Bewegung des Gehens wackelnd auf ihrer Schulter festkrallte, Alles war ihr quälend, unleidlich. So kam sie endlich in ihrem heimischen Dorf an. Sie mußte es durchschreiten, um zum letzten Haus, zum Höchsthof, zu gelangen. Alle Dörfler, die gerade mit dem Essen fertig waren, steckten die Köpfe zum Fenster hinaus und zeigten mit den Fingern nach ihr. „Da schaut's die Geierwally! Hast endli 'runter dürft? Und Dein' Geier hast au wieder mitbracht, seid's nit mit einander derfroren? Dei

Alter hat di schön zappeln lass'n da droben!“ „Zeig', wie schaust aus? No braun und schüech bist wor'n wie a Schnalser Hirt!“ „Etsch, etsch! Gelt jetzt bist zahm wor'n, da droben — ja, ja, so geht's, wann mer sein' Vatern nit folgt!“

So regnete es schadenfrohe Redensarten um sie her, daß sie die Augen zu Boden senkte, und eine brennende Röthe der Scham und Bitterkeit bedeckte ihre Stirn. Beschimpft, verhöhnt — so zog das stolze Kind des Höchstbauern wieder in die Heimath ein. Und das Alles — warum? Ein unversöhnlicher Haß wucherte in ihr auf und das war schlimmer als Zorn, denn der Zorn kann sich beruhigen, aber der ächte, aus verbittertem, mißhandeltem Herzen erwachsene Haß schlägt seine Wurzeln durch das ganze Sein, er ist eine stille fortgesetzte That ohnmächtiger Rache.

Schweigend stieg Wally die Anhöhe hinter dem Dorfe hinan, von der der Höchsthof stolz herniedersah.

Niemand bemerkte ihre Ankunft, als der taube Klettenmaier, der unter dem Holzschuppen im Hofe Brennholz für den Wintervorrath spaltete; die Andern waren alle auf dem Feld.

„Grüaß Di Gott!“ sagte er und lüftete vor seinem Herrenkind das Käppchen.

Sie setzte ihre Bürde, den schweren Hansel, zur Erde und gab dem Alten die Hand.

„Aber gelt? die Luckard!“ sagte er.

Wally nickte.

„Ja, ja,“ fuhr er fort, ohne jedoch mit der Arbeit innezuhalten, „wenn der Vincenz 'n Haß auf Eins hat, da ruht er nit, bis er's 'nausg'schunden hat! Mich hätt' er au gern weg, weil er scho g'merkt hat, daß I zur Luckard g'halten hab, und er meint halt, wann Keiner mehr auf 'm Hof wär', der Dir hilft, nacher wärst nit so trotzig. Und weil er mir sonst nix anhab'n kann, so laßt er mi die härteste Arbeit thun. Jetzt muaß I alle Tag' 'n Wagen voll Holz klein machen. I kann scho bald nimmer. Weißt, I bin sechsundsiebenzig Jahr' alt und heut is der dritte Tag. Aber das gerad' möcht' er, daß er nacher 'n Stromminger sagen könnt', I sei zu nix mehr z' brauchen, oder daß I von selber gingt, wann I 's nimmer aushalten könnt'. Aber wo soll I no hin in mei'm Alter? I muaß es aushalten!“

Wally hatte der Rede des Alten mit düsterem

Blick zugehört. Jetzt ging sie rasch in's Haus, um für den alten Mann Brod und Wein zu holen. Aber die Vorrathskammer war verschlossen, ebenso der Keller. Wally ging in die Küche. Das Herz that ihr weh — hier war die eigentliche Heimath der Luckard gewesen, sie meinte, die Alte müsse ihr entgegenkommen und fragen: „Wie ist Dir's 'gange — was möcht'st — was kann I Dir z' Lieb thun?" aber das war vorbei. Eine fremde, robuste Magd saß am Herd und schälte Kartoffeln.

„Wo sind die Schlüssel?" fragte Wally.

„Was für Schlüssel?"

„Zur Speis'kammer und zum Keller!"

Die Magd sah Wally frech an: „Hoho, nur staad — wer bist dann Du?"

„Das wirst Dir wohl denken können," sagte Wally stolz, „I bin die Haustochter!"

„Haha!" lachte die Magd — „da mach' nur, daß D' aus der Kuchel kommst. Der Stromminger hat verboten, daß D' ihm's Haus betrittst. 'Nüber g'hörst in d' Scheuer, da is Dei Kammer, verstehst mi?"

Wally wurde bleich wie der Tod. Also so —

Bayerische Staatsbibliothek München

so sollte es ihr in ihres Vaters Hause gehen? Die Wallburga Strommingerin sollte unter die letzte Magd ihres eigenen Erbhofs gestellt sein? Es war nicht nur, um sie aus der Nähe des Vaters zu verbannen, es war darauf abgesehen, sie durch entehrende Behandlung zu beugen? Und das der Wally — der Geierwally, von der ihr Vater einst stolz gesagt hatte, ein Mädel, wie sie, sei mehr werth, als zehn Buben! —

„Gieb mir die Schlüssel!“ befahl sie mit starker Stimme.

„Haha — das wär' noch schöner. Der Strommminger hat g'sagt, wir soll'n Dich halten wie a Futtermagd — und von die Schlüssel is gar kei Red', I hab' die Aufsicht im Haus und geb' nix her, als was der Bauer erlaubt.“

„Die Schlüssel!“ schrie Wally in ausbrechendem Zorn, „I befehl' Dir's!“

„Du hast mir gar nix z' befehl'n — weißt? I bin beim Stromminger in Dienst und nit bei Dir. Und in der Kuchel bin I Herr, verstehst? So will's der Stromminger! Und wenn der Strom-

minger sei eignes Kind schlechter haltet als uns Mägd' — so wird er schon wissen, warum!"

Wally trat dicht vor die Dirne hin, ihre Augen flammten, um ihren Mund zuckte es — der Dirne wurde es unheimlich. Aber nur einen Augenblick kämpfte Wally, dann siegte ihr Stolz, — mit der elenden Magd hatte sie nichts zu schaffen. — Sie ging hinaus. Ihre Pulse hämmerten, es flimmerte ihr vor den Augen, ihre Brust hob und senkte sich keuchend — es war zu viel, was heute über sie hereinbrach. Wie eine Nachtwandlerin schritt sie über den Hof, nahm dem alten Mann, der vor Anstrengung zitterte, das Holzbeil aus der Hand und führte ihn zu einer Bank, daß er sich ausruhe. Der Klettenmaier wehrte sich rechtschaffen, er durfte ja die Arbeit nicht aussetzen, aber Wally sagte, sie wolle für ihn arbeiten.

„So seg'n Dir's Gott, Du hast a gut's Herz!" sagte der Mann und setzte sich müde auf die Bank. Wally trat unter den Schuppen und spaltete mit wuchtigen Streichen die schweren Scheiter. So zornig schwang sie das Beil, daß es sich bei jedem Streich durch das Holz durch tief in den Hackklotz

einhieb. Der Klettenmaier sah ihr verwundert zu, wie ihr's von Händen ging, besser als einem Knecht. Und er freute sich daran, er hatte ja das Kind auch seit seiner Geburt so aufwachsen sehen und hatte es gern in seiner Art. Da sah Wally von Weitem die verhaßte Gestalt des Vincenz kommen und hielt unwillkürlich mit der Arbeit inne. Vincenz sah sie nicht. Er kam hinter dem Klettenmaier her und stand plötzlich dicht vor dem Erschrockenen. Wally beobachtete ihn drin im Schuppen. Er packte den Knecht beim Wamms und riß ihn in die Höhe: „Holla!" schrie er ihm in's Ohr, „is das g'arbeit't? Du fauler Troddel Du — so oft I komm', sitz'st 'rum und thust nix — jetzt hab I 's g'nug! I will Dir Füaß mach'n!" Und er gab ihm mit dem Knie einen Stoß, daß der zittrige alte Mann weithin auf das Steinpflaster des Hofes fiel.

„O Bauer, helft mir auf," bat der Knecht; aber Vincenz hatte einen Prügel ergriffen und holte aus: „Wart nur — Du sollst glei sehen, wie ma fauli Knecht' aufhilft!" In diesem Augenblick spürte Vincenz einen Schlag auf den Kopf, daß er

laut aufschrie und zurücktaumelte. „Jesus, was is das?“ lallte er und sank auf die Bank.

„Das is die Geierwally!“ antwortete ihm eine vor Grimm bebende Stimme, und Wally stand vor ihm, das Holzbeil in der Hand, mit bleichen Lippen und stieren Augen, nach Luft ringend, als ersticke sie der Schlag ihres wildpochenden Herzens. „Hast's g'spürt?“ stieß sie mit langen Unterbrechungen athemlos heraus — „hast's g'spürt, wie's thut, wenn ma Schläg' kriegt? I will Dich lehren, mein'n alten, treuen Knecht schinden. Die Luckard hast mir scho unter'n Boden 'bracht und jetzt willst's mit dem armen Klettenmaier au so machen? Nein, eh' I so 'n Unfug leid', steck' I mei eigen's Erbgut in Brand und räuchr' Dich 'naus, wie ma d' Füchs ausbrennt!“ Sie hatte während dessen dem Klettenmaier aufgeholfen und führte ihn zur Scheuer: „Geh' 'nein, Klettenmaier, und erhol' Dich,“ befahl sie ihm. „I will's!“

Klettenmaier gehorchte, er fühlte, daß sie in diesem Augenblick Herr war. Aber unter der Thür machte er sich von ihr los und sagte kopfschüttelnd: „Geh', Wally — das hätt'st nit thun soll'n, —

geh', schau' nach 'm Vincenz, I mein', Du hast'n schwer 'troffen."

Sie ließ den Alten und trat wieder hinaus. Vincenz war ganz still. Sie warf einen scheuen Blick auf ihn. Er hatte das Bewußtsein verloren und lag ausgestreckt auf der Bank; das Blut tropfte ihm vom Kopf herab in den Sand. Rasch entschlossen ging Wally in die Küche und rief der Magd zu: „Komm' 'raus, bring' Essig und a Tüchel und hilf mir."

„Hast schon wieder was z' kommedir'n?" lachte die Dirn' laut auf, ohne sich vom Fleck zu rühren.

„'s is nit für mich," sagte Wally mit einem unheimlich bösen Blick und nahm selbst die Essigflasche vom Sims — „der Vincenz liegt draußen — I hab' ihn g'schlagen."

„Jesus Maria!" kreischte die Magd auf — und statt dem Vincenz zu Hülfe zu eilen, rannte sie in Haus und Hof herum und schrie: „Zu Hilf', die Wally hat'n Vincenz derschlag'n!"

Von allen Seiten wiederhallte der Schreckensruf und klang weiter bis in's Dorf und Alles lief zusammen.

Wally hatte sich indessen den Klettenmaier zum Beistand geholt und wusch den Ohnmächtigen mit Essig und Wasser. Sie begriff nicht, wie die Wunde so schlimm sein konnte. Sie hatte nicht mit der Schärfe, nur mit der Rückseite des Beils geschlagen, aber der Streich war mit einer Kraft geführt, von der sie selbst nichts wußte. Der so lang verhaltene Grimm in ihr hatte sich in dem einen Schlag entladen, daß es schmetterte wie vorher beim Holzspalten.

„Was ist da g'scheh'n?" dröhnte eine Stimme Wally in's Ohr, bei der ihr das Blut stockte — ihr Vater hatte sich am Krückstock herausgeschleppt. „Was ist da g'scheh'n?" tönte es aus zwanzig, dreißig Kehlen nach einander, und der Hof füllte sich mit Menschen.

Wally schwieg.

Ein dummpfes Summen entstand um sie her, Alles drängte sich heran, betastete, beschaute den Leblosen. „Is er todt? — muß er sterben?"

„Wie is das ganga?"

„Hat's die Wally 'than?" scholl es herüber und hinüber.

Sie stand da, als höre und sehe sie nicht, und legte dem Verwundeten einen Verband an.

„Kannst nit reden mehr?“ donnerte sie jetzt ihr Vater an. „Wally, was hast g'macht?“

„Ihr seht's ja!“ war die kurze Antwort.

„Sie g'steht's ein!“ schrieen Alle wild durcheinander. „Jesus, die Frechheit!“

„Du Galgenbrut Du!“ schrie Stromminger. „So kommst von da droben 'runter in's Vaterhaus?“

Wally lachte bei dem Wort Vaterhaus laut auf und sah ihn mit einem durchbohrenden Blick an.

„Lach au noch!“ schrie Stromminger. „I hab' g'meint, Du sollst Dich bessern da droben und jetzt bist kaum a Viertelstund' z' Haus, jetzt stellst schon wieder Unheil an?“

„Jetzt regt er sich“, rief eins der Weiber, „er lebt noch!“

„Tragt ihn in's Haus und legt ihn auf mei Bett!“ befahl Stromminger und machte Platz an der Küchenthür, wo er lehnte. Zwei Männer hoben Vincenz auf und trugen ihn hinein.

„Wenn mer nur 'n Doctor hätten!“ jammerten die Weiber und folgten dem Kranken in die Stube nach.

„Hätten mer nur die Luckard noch, da brauchten mer kein'n Doctor“, meinten ein paar Männer, „die hat für Alles was g'wußt.“

„So soll man sie holen“, befahl Stromminger — „auf der Stell' soll sie kommen!“

Wieder schlug Wally eine Lache auf: „Ja, die Luckard, gelt, Stromminger, jetzt möcht'st sie wieder haben? Jetzt holt sie Euch auf 'm Gott'sacker!“

Die Leute schauten sie betroffen an — „Is sie todt?“ frug Stromminger.

„Ja, vor drei Tagen is sie g'storb'n; das Herzeleid hat sie umbracht, das Ihr ihr an'than habt. Siehst, Stromminger, das g'schieht Dir recht — und wenn Der da drin stirbt, weil Niemand da is, der 'was vom Curiren versteht, so g'schieht's ihm au recht — das hat er an der Luckard verdient!“

Jetzt erhob sich ein Tumult — es war zu arg! „Nach so einer Uebelthat auch noch so reden und sagen, 's g'schäh' ihm recht, statt daß sie's reuen sollt'! Da is ja kei Mensch seines Lebens mehr

sicher! Und der Stromminger steht dabei und laßt sie reden und sagt kei Wort? Das is a schöner Vater!“ So ging es hin und her, während Wally mit unterschlagenen Armen trotzig unter der Küchenthür stand und auf Stromminger blickte, der von ihrem Vorwurf unwillkürlich betroffen war. Jetzt aber kam ihm die Wuth doppelt, und sich auf seinem Krückstock aufrichtend rief er in die Menge: „I will Euch zeigen, was I für a Vater bin. Packt sie und bindet sie.

„Ja, ja“, schrieen die Leute durcheinander, „bindet sie, so eine g'hört unter Schloß und Riegel — auf's G'richt muß sie — die Mörderin!“

Wally stieß einen dumpfen Schrei aus bei dem Wort „Mörderin“ und wich in die Küche zurück.

„Nein!“ schrie Stromminger, „auf's G'richt laß I mei Tochter nit schleppen — meint Ihr, I will die Schmach erleben, daß dem Höchstbauer sein Kind in's Zuchthaus kommt? Kennt Ihr den Stromminger nimmer? Brauch' I 'n G'richtshof, um a ung'rathenes Kind zu züchtigen? Der Stromminger is sich selber Manns g'nug, und auf mei'm Grund und Boden bin I mei eigene G'richtsbar-

keit! I will Euch schon zeigen, wer der Strommin=ger is, wenn I au lahm bin. In'n Keller sperr' I sie und laß sie nit eher 'raus, als bis ihr der Trotz 'brochen is und sie mir vor Euch Allen auf die Kniee nachrutscht! Ihr habt's Alle g'hört, und wenn I nit Wort halt', so könnt's mich 'n Hunds=fott heißen!"

„Heiliger Gott, hast denn kei Einsehen mehr?" schrie Wally auf. „Nein, nein, Vater, nit ein=sperren! Um Gottes Willen nit einsperren! — Jagt's mich fort, schickt's mich 'nauf auf'n Murzoll und laßt mich droben einschneien! — Verhungern will I, der=frieren will I — aber unter freiem Himmel! — Wann's mich einsperrt, giebt's a Unglück!"

„Aha, möcht'st wieder 'naus, a Landstreicherin wer'n, das g'fiel Dir besser? Nix da! Ich war bis jetzt nur z' schwach gegen Dich: Du bleibst hinter Schloß und Riegel, bis D' mich und den Vincenz auf die Kniee um Verzeihung bitt'st."

„Vater, das hilft bei mir nix — eh' I das thät, eher wollt' I im Keller vermodern, das könn=tet's schon selber wissen. Laßt's mich fort, Vater,

oder — I ſag's Euch noch amal, 's giebt a Unglück!"

„Jetzt is g'nug g'ſchwätzt — wie ſteht's Ihr da? Was b'ſinnt's Euch? Soll I ihr ſelber nachſpringe mit mei'm lahme Fuaß? Packt ſie, — aber feſt, — denn was a Strommingerbluat is, des zwingt noch Eurer Zehne! Halt't's Euch dran!"

Die Burſchen, gereizt durch dieſen Spott, drangen in die Küche ein: „Die woll'n mer glei hab'n!" höhnten ſie.

Aber Wally ſprang mit einem Satz an den Herd und riß brennende Scheite aus dem Feuer: „Dem Erſten, der mich anrührt, verſeng' I Haut und Haar!" ſchrie ſie und ſtand da wie der Erzengel mit dem Flammenſchwert.

Alle wichen zurück.

„Schamt's Euch!" ſchrie Stromminger, „Ihr Alle miteinander werd't doch das eine Mädel zwinge? Schlagt's Ihr die Bränd' mit Stecken aus der Hand", befahl er fiebernd vor Zorn, denn jetzt war es Ehrenſache für ihn, vor dem ganzen Dorf ſeiner Tochter Herr zu werden. Einige liefen und holten Stöcke — es war eine Jagd wie auf ein reißen-

des Thier, und zum reißenden Thier war auch Wally geworden. Die Augen blutunterlaufen, den Angstschweiß auf der Stirn, die weißen Zähne zusammenknirschend, so wehrte sie sich gegen die Meute, wehrte sich, ohne zu denken und zu überlegen, wie die Thiere der Wildniß, um ihre Freiheit — ihr Lebenselement. Jetzt schlugen sie mit Stöcken nach den Bränden in ihrer Hand — ihrer einzigen Waffe — da schleuderte sie die Brände in die Menge hinein, daß diese schreiend auseinander wich, und immer neue riß sie aus dem Herd und warf sie wie feurige Geschosse den Angreifern an den Kopf. Der Aufruhr wuchs.

„Wasser her!“ schrie Stromminger, „holt doch Wasser, lösch ihr 's Feuer aus!“

Das war das Letzte; geschah dies, so war Wally verloren. Ein Augenblick und das Wasser war da — Verzweiflung faßte das Mädchen. Da kam ihr ein Gedanke — ein furchtbarer, verzweifelter Gedanke — aber da war keine Zeit zum Erwägen, der Gedanke war That, eh' er ausgedacht — und ein brennendes Scheit in der Hand schwingend, stürzte sie sich pfeilschnell durch die Meute hinaus

auf den Hof und ſchleuderte den Brand mit gewaltigem Wurf auf den offenen Heuboden mitten in das Heu und Stroh hinein.

Ein Schrei des Entſetzens!

„Jetzt löſcht!“ ſchrie Wally und flog über den Hof und zum Thore hinaus und weiter und weiter, indeſſen Alles auf dem Hof heulend und tobend zum Löſchen eilte, denn ſchon ſchlug die Lohe wirbelnd durch das Dach.

Mit der aufſteigenden Rauchſäule hob ſich kreiſchend ein dunkler Gegenſtand vom Dach empor, wie aus den Flammen geboren, kreiſte ein paar mal hoch in der Luft darüber hin und flog dann der Richtung zu, die Wally genommen.

Wally hörte Geräuſch hinter ſich — ſie glaubte, es ſeien die Verfolger, ſie lief blindlings weiter. Es war Nacht geworden, aber es wollte nicht dunkel werden — ein heller Schein zitterte um ſie her, daß man ſie weithin ſehen mußte. Sie ſtieg eine ſchroffe Felskante hinan, von der ſie den Weg überblicken konnte, — aber nun ſah ſie, daß ihr Verfolger durch die Luft kam. — Sie hatte erreicht, was ſie gewollt, Niemand dachte mehr daran,

ihr nachzulaufen; den Hof zu retten, war dringendere Arbeit, und alle Hände halfen dabei. Jetzt hatte der Geier sie eingeholt und prallte im Schuß an sie an, daß er sie fast vom Felsen stieß. Sie drückte das Thier an die Brust und sank erschöpft zu Boden. Mit verschwommenem Blick schaute sie in den Feuerschein, der fern aufleuchtete und von den dunkeln Bergeshäuptern ringsum widerstrahlte. Mit gluthrothem, zornigem Angesicht schaute ihre That sie an, drohend, überwältigend. Von allen Kirchthürmen aus den Ortschaften klang dumpfes Sturmgeläut herüber und die Glocken summten ganz deutlich: „Mordbrenner, Mordbrenner!“ Aber das furchtbare Lied sang ihr Bewußtsein in Schlaf — eine Ohnmacht breitete wohlthätige Schleier über die gehetzte Seele aus.

VI.

Hartes Holz.

Tiefe Nacht umgab Wally, als sie die Augen wieder aufschlug; erloschen war der Feuerschein, verstummt das Geläut, in der Schlucht tief unten donnerte eintönig die Ache und über ihrem Haupte stand hoch am Himmel ein Stern. Sie blickte zu ihm auf, lange regungslos auf dem Rücken liegend, und er schaute auf sie herab wie ein Blick der Verzeihung. Eine wunderbare Tröstung wehte durch die Nacht. Ueber die fiebernde Stirn strich kühlend der Wind und sie richtete sich auf und begann ihre Gedanken zu sammeln. Es konnte nicht spät sein, der Mond war noch nicht aufgegangen. Das Feuer war also rasch gelöscht. Es mußte ja auch so sein, wo Alle dabei waren und augenblicklich helfen konnten, wie hätte da ein Brand um sich

greifen können! Sie wußte nicht, wie ihr war — sie prüfte sich bis auf den Grund ihrer Seele und sie konnte sich nicht schuldig fühlen. Sie hatte es ja nur gethan aus Nothwehr, um die Verfolger von sich abzuhalten, indem sie ihnen etwas Anderes zu thun gab! Sie wußte wohl, daß man sie nun „Mordbrennerin" nennen werde — aber war sie's? Sie erhob den Blick zu dem Stern über ihr. Es war, als spräche sie sich jetzt zum erstenmal ganz allein mit dem lieben Gott aus, und was er ihr sagte, war Versöhnung. Friedlich schaute der reine Nachthimmel auf sie nieder, diesem Himmel zu lieb hatte sie's ja gethan. Nur unter dieser hochgewölbten Sternenkuppel hatte ihre Brust Raum, zu athmen; gefangen liegen im dumpfen Keller ohne Luft, ohne Licht, Wochen, Monate lang, bis sie in das Haus des verhaßten Werbers flüchten würde und zu Spott und Schande vor ihrem Vater auf den Knieen öffentlich Buße thun — das war mehr als der Tod, das war eine Unmöglichkeit!

Das Mädchen, das sechs Monate lang mutterseelenallein in der rauhen Herberg der Ferner zu Gaste war, das mit den wilden Gesellen, die dort

hausen, dem Sturm, dem Hagel und Regen, die Nächte durchwacht, dessen Stirn das Feuer des Himmels geküßt, bevor es zur Erde niederzückte, das hoch in den Wolken der Donner in seiner ganzen Furchtbarkeit umtost, bevor er seine Kraft in den Lüften zertheilte, das Mädchen, das fast täglich sein Leben eingesetzt, wenn es über abgrundtiefe Felsspalten wegsprang, um eine verstiegene Geis zu retten, — das Mädchen konnte sich nicht mehr fügen in die Begriffe und die Tyrannei des kleinen Sinns, konnte sich nicht knebeln lassen wie ein Thier, mußte sich wehren auf Leben und Tod. Die Menschen hatten kein Recht mehr an sie — sie hatten sie hinausgestoßen und zur Gefährtin der Elemente gemacht; was Wunder, daß sie einen der wilden Gefährten — das Feuer — zu Hülfe rief in dem Kampf gegen die Menschen?

Sie konnte sich das Alles nicht klar machen, sie hatte nicht gelernt, über sich selbst nachzudenken, sie wußte nicht warum? aber sie fühlte, daß Gott nicht mit ihr rechtete, daß er von seiner Höhe herab mit einem andern Maß messe als die Menschen, war ja auch ihr von ihrem Ferner herab alles so

klein erschienen, was sie in der Tiefe für groß gehalten — wie mußte es erst ihm sein da droben im Himmel?! — Gott allein verstand sie — mochten sie die da unten für eine Verbrecherin halten — Gott sprach sie frei.

Da erhob sie sich und schüttelte die Last von der Seele und war wieder die Alte, rüstig und zuversichtlich, stark und frei.

„Jetzt Hansel — was fangen wir an?" fragte sie den Geier, mit dem sie sich in Ermangelung jeder Ansprache laut zu reden gewöhnt hatte. Hansel stellte eben irgend einem nächtlichen Gewürm nach, erwischte es und verschlang es. „Du hast Recht", sagte Wally, „unser Brod müssen wir suchen. Du hast's gut, Du find'st 's überall, aber J?" Plötzlich wurde Hansel unruhig, flog auf und spähte nach etwas in der Ferne.

Da fiel es Wally ein, daß man sie nun, da das Feuer gelöscht sei, suchen könne und sie weiter müsse, so schnell als möglich. Aber wohin? Ihr erster Gedanke war Sölden! Aber das Blut stieg ihr in's Gesicht — konnte da nicht der Joseph denken, sie liefe ihm nach? Und sollte er sie in der

Schmach und Schande sehen, arm, von zu Haus entlaufen, verpönt und verschrien als „Brandstifterin“?

Nein, so sollte er sie nicht sehen, er am wenigsten, lieber laufen, soweit der Himmel blau!

Und ohne sich weiter zu besinnen, nahm sie den Geier auf die Schulter — das einzige Hab' und Gut, das sie beschwerte — und ging der Richtung zu, von der sie am Morgen gekommen — nach Heiligkreuz.

Zwei Stunden war sie gegangen, ihre Füße waren wund, sie war zum Tod erschöpft, da tauchte der Thurm von Heiligkreuz in der Dunkelheit vor ihr auf, und wie das Licht in einem Leuchtthurm, schimmerte durch die offene Glockenstube der aufgehende Mond und zeigte der ziellosen Wanderin die Richtung.

Taumelnd vor Müdigkeit schleppte sie sich durch das schlafende Dorf der Kirche zu. Dann und wann schlug ein Hund an, wo sie mit leisem Fuß vorüberschritt. Wer sie jetzt erwischte, der mußte sie für eine Diebin halten. Sie zitterte, als wäre sie's

wirklich. Was war aus der stolzen Stromminger-Wally geworden!

Hinter der Kirche war das Pfarrhaus. Neben der Thür stand eine hölzerne Bank und von den kleinen Fenstern hing das Gestrüpp abgeblühter Bergnelken aus den hölzernen Kästchen darauf nieder. Hier wollte Wally den Tag abwarten, der Pfarrer werde sie doch wenigstens vor Mißhandlung schützen. Sie legte sich auf die Bank, den Hansel setzte sie auf die Lehne zu ihren Häupten, und nach wenig Augenblicken forderte die Natur ihr Recht, sie schlief ein. —

„Herr meines Lebens, was ist mir da für ein Findling bescheert!“ klang es Wally in's Ohr, und als sie die Augen aufschlug, war es heller Tag und niemand Anderes, als der Herr Curator selbst, stand vor ihr.

„Gelobt sei Jesus Christus“, stammelte Wally verlegen und fuhr mit den Beinen von der Bank herunter.

„In Ewigkeit, Amen! Mein Kind — wie kommst Du hierher, wer bist Du — und was ist das für ein seltsamer Begleiter, den Du da bei Dir hast,

— man könnte sich fast fürchten?“ sagte der geistliche Herr freundlich lächelnd.

„Hochwürdig Gnaden,“ sagte Wally einfach, „I hab' was Schwer's auf'm G'wissen und möcht' Ihne gern beichten! I heiß' Wallburg und g'hör' 'm Stromminger vom Höchsthof auf der Sonnenplatten. I bin d'heim davon g'laufen. Wissen's — I hab' Händel g'habt mit 'm Gellner-Vincenz und hab'm a Loch in 'n Kopf g'schlag'n und dann hab' I mei'm Vater a Scheuer an'zünd't — —!“

Der Pfarrer schlug die Hände zusammen: „Gott steh' uns bei — was für Geschichten. So jung und schon so bös!“

„Hochwürden — I bin sonst nit bös, g'wiß nit — I kann keiner Fliegen nix z' Leid thun — aber sie hab'n mir's darnach g'macht!“ sagte Wally und schaute den Curator mit ihren großen, ehrlichen Augen an, daß er ihr glauben mußte, er mochte wollen oder nicht. „Komm' herein“, sagte er, „und erzähl' mir, aber das Ungethüm laß' draußen;“ er meinte den Geier. Wally schwang den Geier in die Luft, daß er auf das Dach flog, und folgte dem

Herrn in das kleine Haus. Er ließ sie in die Stube treten.

Da war es gar still und friedlich. Im Alkoven stand eine rohe hölzerne Bettstelle mit zwei gemalten flammenden Herzen, die für den Herrn Curator die Herzen unseres Heilands und der Jungfrau Maria bedeuteten. Ueber dem Bett war ein Weihwasserkesselchen von Porzellan und ein Brett mit Erbauungsbüchern. Im Zimmer waren noch mehrere Schäfte mit andern Büchern und ein altes Schreibpult, eine braune Holzbank hinter einem großen, schweren Tisch, einige Holzstühle, ein Betschemel unter einem großen Crucifix mit einem Kranz von Edelweiß und ein paar bunte Lithographien des Papstes und verschiedener Heiligen. Von der Decke herab hing ein Käfig mit einem Kreuzschnabel. Eine uralte Commode mit messingenen Löwenköpfen, welche Ringe zum Aufziehen der schweren Schubladen im Maule hatten, bildete das Prachtstück. Auf dieser Commode waren allerhand schöne Dinge. Ein Heiligenschrein mit einem geschnitzten Heiligen, ein Glaskästchen mit einem wächsernen Christuskind in rothseidener Wiege, ein

gläsernes Spinnrädchen und ein vergilbter künstlicher Blumenstrauß der Art, wie sie in den Klöstern gemacht werden, in einer gelben Vase, unter einer Glasglocke. Ein Schächtelchen mit kleinen bunten Muscheln. Ein winziges Bergwerk in einer Flasche und als Mittelstück ein Krippchen aus Moos und funkelnden Glimmersteinchen mit fein geschnitzten Thier- und Menschenfigürchen. Auch an einigen schönen Tassen und Kannen fehlte es nicht neben den heiligen Gegenständen und den Schlußstein bildeten rechts und links von der Geburt Christi zwei krystallene Salzfäßchen. Und das Alles so sauber gehalten, als gäbe es keinen Staub auf der Welt. Diese Commode mit den verschiedenen kunstreichen Dingen war der kindliche Altar, den der einsame Priester sechstausend Fuß hoch über dem Meere und über der modernen Cultur dem Gott der Schönheit errichtet hatte. Hier stand er wohl manchmal, wenn draußen der Schnee wirbelte und der Sturm an dem hölzernen Häuschen rüttelte, und blickte sinnend in die kleine, niedliche gedrechselte Welt hinein, schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Was doch die Menschen nicht Alles machen!“

Ganz dasselbe dachte Wally, als ihr Blick im Vorbeigehen schüchtern über die wunderhaften Sächelchen glitt. Wie reich auch ihr Vater war, solche Dinge hatten sich nie in sein Haus verirrt, was hätten auch die plumpen Bauern damit anfangen sollen? In ihrem ganzen Leben hatte sie so etwas nicht gesehen, sie, der schon ein Spinnrad neben ihren Sensen und Heugabeln als der Inbegriff aller Zierlichkeit erschien! Es war ihr ordentlich zu Muthe, als könne sie sich in diesem Stübchen nicht regen, ohne etwas zu zerbrechen, und als müsse sie hier ganz besonders manierlich sein. Sie wollte unwillkürlich an der Thür die schweren eisenbeschlagenen Bergschuhe ausziehen, um die glatten, weißgescheuerten Dielen nicht zu verderben, aber der Herr Curator litt es nicht, und so trat sie denn so leise auf, als sie nur konnte, und setzte sich geziemend auf das äußerste Ende der Bank, die ihr der Herr anbot. Der Geistliche ließ sein freundliches, klares Auge beobachtend auf ihr ruhen und sah, daß sie den erstaunten Blick nicht von den Zierrathen auf der Commode abwenden konnte. Der alte Herr war ein Menschenkenner. „Du möchtest

Dir wohl erst meine hübschen Sächelchen ansehen? Thu' es, mein Kind — Du hast sonst keine rechte Sammlung für die ernsten Dinge, die wir besprechen wollen."

Und er führte Wally zu der geheimnißvollen Commode und erklärte ihr Alles und erzählte ihr, wo er es her habe.

Wally traute sich nicht zu sprechen und sah und hörte voll Ehrerbietung. Als sie bei der Krippe als dem Besten und Letzten angekommen waren, sagte der Herr Curator: „Siehst Du, das ist Jerusalem da hinten, und das sind die heiligen drei Könige, die zum Christuskind wallfahrten — schau, das ist der Stern, der sie führt, und da — da liegt das Kindlein in der Krippe und ahnt es noch nicht, daß es geboren ist, um zu leiden für die Sünden der Welt. Denn es kann noch nicht denken und hat keine Erinnerung mit herüber genommen aus seiner himmlischen Heimath, dieweil der Gottessohn eben nun ein rechtes Menschenkind werden mußte, wie jedes andere, — sonst hätten ja die Menschen sagen können, das sei keine Kunst, so gut und geduldig zu sein wie Jesus Christus, wenn man Gottes

Sohn sei und göttliche Kraft habe, und einem solchen Vorbild könne man nicht nachahmen, wenn man ein gewöhnlicher Mensch sei. Sie sagen das auch leider jetzt noch oft genug und sündigen fort darauf hin!“ Wally schaute das nette, nackte Kindlein an mit seiner Goldpapier-Glorie, wie es so geduldig darin lag, und hörte die Worte des Pfarrers, und wie sie sich den strengen, finstern „Herrgott am Kreuz“ als armes, hülfloses, zum Leiden geborenes Menschenkind dachte — da erbarmte sie seiner und es that ihr leid, daß sie gestern an dem Todtenbett der Luckardt „so grob“ mit dem armen Gekreuzigten gewesen war. „Aber warum hat er sich au Alles g'fallen lassen?“ sagte sie unwillkürlich mehr zu sich selbst, als zu dem hochwürdigen Herrn.

„Weil er den Menschen zeigen wollte, daß man nicht Böses mit Bösen vergelten und sich nicht rächen soll, denn Gott hat gesprochen: „Mein ist die Rache!“ Wally wurde roth und schlug die Augen nieder.

„Jetzt komm', mein Kind“ sagte der kluge Mann, „und leg' Deine Beichte ab!“

„Des wird kurz bei'nand' sein, Hochwürden,“

sagte Wally. Und ehrlich, wie sie stets gewesen, erzählte sie ohne jede Beschönigung, wenn auch mit schüchtern gedämpfter Stimme, wie Alles gegangen, und bald war dem Beichtiger der ganze Zusammenhang klar. Ein gewaltiges Lebensbild hatte sich, mit groben Zügen hingeworfen, vor ihm entrollt, und ihn jammerte des edeln jungen Bluts, das da zwischen schroffen Felsspitzen und schroffen Menschen verwilderte!

Lange saß er still und blickte sinnend vor sich hin, als Wally geendet hatte. Sein Blick haftete an einem alten zerlesenen Buch auf seinem Bücherschaft an der Wand; ein Fremder, den er gastlich aufgenommen, hatte es ihm geschenkt. Auf dem Einband stand mit Golddruck: das Niebelungen-Lied. —

„Herr Pfarrer," sagte Wally, die das Nachdenkliche in seinen Zügen für den Ausdruck des Vorwurfs hielt, „'s is halt au z' viel z'samm'komm'n, I hab' halt g'rad noch den Zorn weg'n der arme Luckard im Leib g'habt und da schlagt der au noch den Klettenmaier! Schauen S', I hab' den alten Mann nit schlagen sehen könne, um Alles nit, und

wann's no amol so käm', I machet's g'rad wieder so! Und a Mordbrennerin bin I doch nit, wann s' mich glei so heißen werd'n. Gelten S'? Wann ma a Haus am hellen Tag anzünd't, wo alle Leut' derbei sind, da kann ja nit viel verbrenne. I hab' mir halt nimmer z' helfen g'wußt und da hab' I denkt, wann s' löschen müssen, könne s' mir nit nachspringe! Und wann des a Sünd' is, nacher weiß I nit, wie ma's mach'n soll auf dera Welt, wo die Leut' so bös sind und ei'm alles Ung'mach anthun."

„Man soll es machen wie Jesus Christus: dulden und tragen!" sagte der Geistliche.

„Wissen's, Hochwürden", fuhr Wally heftig heraus, „wenn der Herr Jesus Christus Alles hat mit sich machen lassen, so hat er g'wußt, warum — der hat die Leut' was lehren wollen! I wüßt' aber nit, für was I 's thät', denn von mir will doch Niemand nix lerne im ganzen Oetzthal! Und wann I mich noch so geduldig hätt' in 'n Keller sperren laff'n, 's wär ganz für nix g'wesen, — denn 's hätt' sich Niemand kei Beispiel dran g'nommen, aber mich hätt's mei Leben kost't!"

Einen Augenblick besann sich der Pfarrer, dann

richtete er seine freundlichen überschauenden Augen auf Wally und schüttelte den Kopf. „Du unbändig's Kind, Du, möchtest nicht mit mir auch schon wieder Streit anfangen? Sie haben Dich arg verstört und aufgereizt, daß Du überall Feinde und Widerspruch witterst. Komm' nur zu Athem und merk', wo Du bist — Du bist bei einem Diener Gottes und Gott sagt: ich bin die Liebe, das soll Dir kein bloßes Wort sein, ich will Dir zeigen, daß es wahr ist! Ich will Dir sagen, daß, wenn auch alle Leute Dich hassen und verdammen, der liebe Gott Dich doch lieb hat und Dir verzeiht! Was Du bist, das haben die harten Menschen, die rauhen Berge und die wilden Wetter aus Dir gemacht, und das weiß der liebe Gott recht wohl, denn der sieht Dir in's Herz und sieht, daß Dein Herz gut und rechtschaffen ist, wie Du auch gefehlt hast. Und er weiß, daß in der Wildniß keine Gartenblumen wachsen und daß grobe Aexte kein fein' Bildwerk schnitzen. Aber nun pass' auf! Findet unser Herr und Meister so ein grob Schnitzwerk von besonders gutem Holz, das ihm der Mühe werth dünkt, was Besseres d'raus zu machen, so nimmt er wohl selber einmal das

Messer und schnitzelt das verpfuschte Menschenwerk zurecht, daß noch was Hübsches d'raus wird. Nun mein' ich, Du sollst recht Acht geben, daß Du Dein Gemüth nicht noch mehr verhärtest, denn schau', wenn unser Herrgott so ein paar Schnitt' gethan hat, und er findet das Holz zu hart, so verdrießt ihn die Mühe und er wirft die Arbeit weg. Hab' ja Acht, mein Kind, daß Dein Herz weich sei und nachgebe unter Gottes bildnerischem Finger. Wenn ein harter Druck Dich unerträglich dünkt, so sei fügsam und denke, Du spürst die Hand Gottes, die an Dir arbeitet. Und wenn ein Schmerz Dir scharf in die Seele schneidet, so denke nur, es sei Gottes Messer, das die Unebenheiten herausschneidet. Verstehst Du mich?"

„Wally nickte etwas unsicher mit dem Kopf.

„Nun", sagte der alte Herr, „ich will Dir's noch deutlicher machen. Was möchtest Du lieber sein, ein roher Stock, mit dem man die Leute todtschlagen kann, und den man, wenn er morsch wird, zerbricht und verbrennt, oder so ein feines Heiligenfigürchen wie jenes dort, das man in ein Bildstöckchen stellt und andachtsvoll verehrt?"

Jetzt hatte ihn Wally begriffen und nickte lebhaft: „Ja freili — lieber so a Heiligenfigürl'!"

„Nun siehst Du! Grobe Fäuste haben einen rohen Stock aus Dir gezimmert, aber Gottes Hand kann so ein Heiligenbild aus Dir schnitzen, wenn Du thust, was ich Dir eben sagte."

Wally sah den Pfarrer mit großen erstaunten Augen an, es war ihr ganz eigen zu Muth — vergnügt und doch zum Weinen. Nach langem Schweigen sagte sie schüchtern: „I weiß nit, wie des is, aber bei Ihne is Alles anders als anderswo, Herr Pfarrer! So hat no kei Mensch mit mir g'red't! Der Herr Curat von Sölden hat immer g'scholten und vom Teufel und uns're Sünden g'sprochen, und I hab' gar nit g'wußt, was er will, denn I hab' selbigerzeit no gar nix Böses 'than g'habt. Aber Sie reden doch mit Ein'm, daß ma's verstehen kann und — I mein', wenn I bei Ihna bleib'n könnt' — da wär's mir am wöhlsten! I wollt' g'wiß Tag und Nacht arbeiten und mei Stück'l Brod verdiene —!"

Der Curator überlegte lange, dann schüttelte

er traurig den Kopf: „Das geht nicht, Du armes Kind. Wenn ich's noch so bedenke, es geht nicht. Wenn ich Dir im Namen Gottes vergeben kann, vor den Menschen darf ich's nicht. Denn Gott sieht die Absicht, die Menschen sehen nur die That. Ein Anderes ist der Geistliche im Beichtstuhl — ein Anderes in der Gemeinde. Im Beichtstuhl ist er der Verkünder der Gnade — in der Gemeinde ist er der Verkünder des Gesetzes. Er muß die Menschen aneifern durch Wort und Beispiel, das Gesetz zu ehren und zu halten. Denke, was würden die Leute sagen, wenn der Pfarrer eine offenkundige Brandstifterin bei sich aufnähme? Würden sie's verstehen, warum ich's thäte? Niemals, sie würden nur daraus schließen, daß ich die Brandstifter in Schutz nehme, und darauf hin sündigen. Und wenn wir demnächst eine recht boshafte Brandlegung erlebten, so müßte ich mir bitter vorwerfen, daß ich den Leuten durch meine Nachsicht gegen Dich Muth dazu gemacht hätte! Kannst Du das einsehen und es ohne Murren hinnehmen als die unvermeidlichen Folgen Deiner That?"

„Ja!" sagte Wally dumpf und ihre Augen

rötheten sich von verhaltenen Thränen. Dann stand sie rasch auf und sagte schroff: „So dank' I schön, Herr Pfarrer, und wünsch' Gutenmorgen."

„Heh! Heh!" rief der Pfarrer, „gleich wieder oben 'naus? Was meinst, wär's nicht näher durch die Wand, als durch die Thür? Ich ging' an Deiner Stelle lieber gleich durch die Wand!"

Wally blieb beschämt stehen und sah zu Boden. Der alte Herr ließ mit komischer Verwunderung seine Augen auf ihr ruhen: „Was wird das kosten, bis das rasche Blut gebändigt ist! Läuft man denn gleich so fort? Sag' ich denn, ich wollte Dich Deinem Schicksal überlassen, wenn ich Dich nicht bei mir im Haus behalten will? Zuerst frühstückst Du mit mir, denn essen muß der Mensch, und Gott weiß, wie lang' Du nichts mehr gegessen hast. Dann wollen wir weiter reden." Er ging an ein Schiebfensterchen, das nach der Küche führte, und rief der alten Magd, das Frühstück für Drei zu richten. Dann setzte er sich an sein einfaches Schreibpult und schrieb der Wally ein paar Namen von Bauern auf, die er als brave Leute kannte.

„Schau, da hast Du ein ganzes Verzeichniß

von rechtschaffenen Männern und Frauen im Oetzthal und Gurglerthal", sagte er zu Wally; „bei denen such' Dir einen Dienst. Hinten in den Bergen weiß man noch nichts von Deinem Vergehen, und bis man's erfährt, kannst Du Dich schon als brave Magd bewährt haben, so daß die Leute ein Auge zudrücken. Auf mich darfst Du Dich nicht berufen, doch Du bist groß und stark wie ein Mann, sie werden Dich gern nehmen. Du kannst tüchtig arbeiten und Dich nützlich machen, wenn Du willst. Aber gehorchen mußt Du lernen, mußt Dich schicken in Brauch und Ordnung, sonst geht's nicht! Ich verlange nicht von Dir, daß Du zu Deinem Vater zurückkehrst und Dich in den Keller sperren lässest, denn das wäre eine unwürdige Strafe und würde bei Dir mehr verderben als gut machen. Ich verlange auch nicht, daß Du den Vincenz aus Gehorsam gegen den Vater heiratheſt und Dich für Dein Leben unglücklich machst. Aber ich verlange von Dir, daß Du Dein wildes Wesen im Dienste braver Leute, in vernünftiger, geregelter Thätigkeit bändigst und wieder ein brauchbares Glied der

menschlichen Gesellschaft wirst. Versprichst Du mir das?"

„I will's probir'n!" sagte Wally in ihrer unerschütterlichen Ehrlichkeit.

„Nun, das ist Alles, was ich vorderhand von Dir verlange, denn ich weiß wohl, daß Du mit gutem Gewissen nicht mehr versprechen kannst. Aber versuche es mit redlichem Willen und denke immer, daß der liebe Gott zu hartes Holz wegwirft! — Ich will heute noch zu Deinem Vater gehen und ihm in's Gewissen reden, daß er Dir verzeiht und sich mit Dir aussöhnt, oder Dich wenigstens nicht weiter verfolgt. Gieb mir bald Bericht, wo Du bist, daß ich Dir schreiben kann, wie die Dinge stehen."

Die Mariann brachte das Frühstück, und der Pfarrer sprach das Morgengebet. Auch Wally faltete andächtig die Hände und bat aus tiefster Seele den lieben Gott, er möge ihr doch helfen, gut und brav zu werden; es war ihr so heiliger Ernst damit, sie wäre ja so gern gut und brav gewesen, wenn sie nur gewußt hätte, wie sie's machen sollte.

Als das Gebet zu Ende war, setzten sich alle drei, sie und der Herr Pfarrer und die Mariann, zum Frühstück. Aber kaum hatten sie begonnen, da erhob sich draußen ein Lärm: „Ein Geier! — Schaut's da auf 'm Dach den Geier! — Schießt's 'n 'runter, Büx'n her!“

„Jesus, mei Hansel,“ schrie Wally, sprang auf und wollte zur Thür hinaus.

„Halt!“ rief der Pfarrer, „was willst Du — Du kannst jetzt nicht hinaus; willst Du Dich unnöthig preisgeben, wo jeden Augenblick die Leute Deines Vaters kommen können, Dich zu holen?“

„Mein'n Geier lass' I nit im Stich, werd's wie's woll',“ rief Wally, und mit einem Sprung war sie zur Thür hinaus.

Der Pfarrer folgte ihr kopfschüttelnd.

„Der Geier is zahm,“ — schrie sie den Leuten zu, „er g'hört mir, laßt'n gehen!“

„Aber so a Viech laßt ma doch nit so 'rumfliegen,“ murrten die Leute.

„Hat er Euch a Schaf g'holt, oder a Kind?“ fragte Wally trotzig.

„Nein!“

„No also — laßt mich ung'schoren mit mei'm Vogel!“ sagte das Mädchen und stand so stolz und herausfordernd da, daß die Leute sie erstaunt ansahen. „Wally, Wally,“ warnte leise der Pfarrer, „denk' an das harte Holz!“

„I denk' scho d'ran, Herr Pfarrer,“ und sie winkte mit der Hand dem Geier: „Hansel, komm' weiter!“ Der Vogel schoß vom Dach herab, daß die Leute erschrocken zurückfuhren. Sie nahm ihn auf die Schulter und schritt auf den Pfarrer zu. „B'hüat Gott, Hochwürden,“ sagte sie leise, „I dank' für Alles!“

„Willst nicht noch hereinkommen und fertig frühstücken?“ fragte der Herr.

„Nein, I laß den Vogel nimmer da allein — und fort muß I ja doch — auf was soll I warten?“

„So sei Gott mit Dir und alle Heiligen!“ sagte der Pfarrer bekümmert, indessen die alte Mariann ihr heimlich einen Imbiß in die Tasche des faltigen Rockes stopfte.

Einen Augenblick zögerte ihr Fuß an der ihr lieb gewordenen Schwelle — dann aber schritt

sie still weiter durch alle die Leute durch, die ihr erstaunt nachgafften.

„Wer is denn des?“

„Des is a Hex'!“ hörte sie hinter sich flüstern.

„Es ist eine Fremde,“ erklärte der Pfarrer, „der ich die Beichte abgenommen habe!“

VIII.

Die Klötze von Rosen.

Tag um Tag irrte Wally auf den Ortschaften herum, um einen Dienst zu suchen, aber Niemand wollte sie mit dem Geier aufnehmen, und von dem Geier ließ sie nicht. Wenn sie ihn auch preisgegeben hätte, er wäre ihr doch immer wieder zugeflogen, und das treue Thier zu tödten, der Gedanke kam ihr nicht in den Sinn, mochte es mit ihr werden, wie es wollte. Nun war sie in Wahrheit die Geier-Wally, denn ihr Schicksal war unzertrennlich mit dem Geier verknüpft und er griff in dasselbe ein, wie ein Mensch. Die alte Base der Luckard wollte sie gerne behalten, als sie einen Augenblick bei ihr vorsprach, aber dort war sie zu nah von Haus — dort wäre sie ganz in der Gewalt des Vaters gewesen. Sie mußte weiter — soweit sie

die Füße trugen. Die Jahreszeit ward immer rauher, es begann zu schneien, und die Nächte, die Wally auf irgend einem offenen Heuschober zubrachte, waren empfindlich kalt. Die Kleider, die sie auf dem Leibe trug, wurden schlecht und schmutzig, sie fing an bettelhaft und landstreicherisch auszusehen, und immer härter ward sie abgefertigt, wo sie mit ihrem Gefährten an eine Thür klopfte. So abenteuerlich sah sie aus, daß keine gutmüthige Bäuerin sie mehr für ein paar Stunden im Haus arbeiten und dann mit am Tisch essen ließ. Man reichte ihr um der Gottesbarmherzigkeit willen ein Stück Brod vor die Thür hinaus. Und Wally, die stolze Stromminger-Wally, setzte sich auf die Schwelle und aß es! Denn sterben wollte sie nicht. Das Leben, das gequälte, gehetzte, arme, nackte Leben war doch so schön, so lange sie hoffen konnte, daß einst doch der Joseph sie lieb haben werde. Um dieser Hoffnung willen konnte sie Alles ertragen, Hunger, Kälte, Schmach! Aber ihr sonst so starker Körper begann zu wanken unter der beständigen verzehrenden Sorge und Spannung, ihr Blick wurde trübe, die Füße versagten ihr den Dienst, und so-

wie sie sich ruhig hinlegte, verwirrten sich ihr die Gedanken und sie lag in einem fieberhaften Halbschlaf. Mit erstickender Angst überkam sie das Gefühl, krank zu werden. Auch das noch! Wenn sie irgendwo in einer Scheune bewußtlos liegen blieb, dann brachte man sie zu ihrem Vater, dann war sie wieder in seiner Gewalt. Sie war drüben im Gurglerthal herumgeirrt, und da sie dort nichts gefunden, wieder den mühsamen Weg in's Oetzthal herübergestiegen. Es hatte sie nach Vent gezogen, das lag im Burgfrieden ihres Vaters Murzoll, es war ihr ein Stück Heimath. Aber dort war es ihr noch schlimmer gegangen. Je rauher die Gegend, desto rauher waren auch die Menschen — und bis Wally dorthin kam, war ihr auch schon die Kunde von ihrer That vorausgeeilt und Schrecken und Abscheu begegnete ihr, wo sie sich zeigte. Auf den Pfarrer von Heiligkreuz berief sie sich nicht, denn er hatte es ihr verboten, und sie sah ein, daß er es thun mußte. Deshalb aber suchte sie auch keinen andern Pfarrer mehr auf, es durfte ja keiner sich ihrer annehmen.

Das letzte Haus von Vent hatte soeben seine

Thür hinter ihr geschlossen. Vor ihr lag nun nichts mehr, als die himmelhohen Wände des Platteykogels, der Wildspitze und des Hochvernagtferners, die das Thal absperrten und über die kein Weg weiter führte. Hier schloß sich die Welt von allen Seiten wie eine Sackgasse, und sie war am Ende dieser Sackgasse. Da stand sie und schaute an den steil aufragenden Wänden ringsum empor. Es war ein grauer Morgen und dichter Schnee, der die Nacht gefallen, ließ das ganze Thal nur noch wie eine ungeheure Schneemulde erscheinen. Jede Spur eines Pfades war verwischt. Sie setzte sich nieder und dachte: „Schlaf' I ein und derfrier', so is's a leichter Tod.“ Aber so kalt war's noch nicht, der Schnee schmolz unter ihr und sie schlotterte bald vor Näsſe. Da sprang sie auf und schleppte sich die Anhöhe hinan, die hinter Vent auf den Weg zum Hochjoch führt. Hier konnte sie die Gegend weithin übersehen. Und da gewahrte sie auch eine Art Furche im Schnee, die sich hinter dem Dorfe längst der Thalleitspitz mitten in's Herz der Ferner hinzog. Das konnte ein Fußpfad sein — aber wo führte der hin? Sie stieg noch höher, um weiter zu

sehen, und da fiel es ihr wie eine Binde von den Augen, — das war ja der Weg, der von Vent nach den Rofener Höfen führte. Rofen, der höchste bewohnte Ort in ganz Tyrol, der letzte im Oetzthal, wo Adlern gleich noch Menschen hausen, nur zwei Familien, die Klötze und die G'streins. Rofen, das stille versteckte Rofen am Fuß des furchtbaren Vernagtgletschers, am Ufer des Eissees, wo kein Fuß sich hinverirrte Jahr aus Jahr ein, das eine ehrwürdige Sage in geheimnißvolle Schleier einwob. Das war der Ort, wo Wally hingehörte, das war die letzte Zuflucht, wo sie Hülfe fand, oder wenigstens ruhig sterben konnte, wie das Thier der Wildniß. Dahin wollte sie, zu den Klötzen von Rofen! Sie waren die berühmtesten Fremdenführer in ganz Tyrol, sie waren auf den Bergen daheim wie Berggeister, sie konnten begreifen, daß Wally eher ein Haus anzünden, eher sterben wollte, ehe sie sich den Athem der Freiheit rauben ließ, und sie konnten Wally beschützen gegen die ganze Welt, denn die Rofener Höfe hatten das Asylrecht. Herzog Friedrich mit der l. T. hatte es ihnen verliehen zum Dank, weil er einst in der Bedrängniß auf Rofen

Zuflucht vor seinen Feinden gefunden. Joseph der Zweite hatte es ihnen zwar Ende des vorigen Jahrhunderts entzogen, aber der Bauer hält fest an seinen Bräuchen und die Oetzthaler ehrten es freiwillig noch immer fort. Wer auf Rofen Freistatt fand, der war unantastbar, denn die Rofener, die „G'streins" und die „Klötze", nahmen Keinen auf, der's nicht verdiente, und standen in demselben Ansehen, wie ihre Vorfahren. Ein Angriff auf ihr Hausrecht wäre so viel gewesen, wie Kirchenschändung.

Wally hob die Arme zum Himmel in brünstigem Dank, daß Gott ihr diesen Weg gezeigt, und schwindelnd, taumelnd strebte sie dem letzten Ziele zu, das ihre Kraft noch zu erreichen vermochte. Erst abwärts auf dem Pfad, der von Vent abging, dann wieder steil aufwärts.

Eine endlose Stunde war sie auf dem verwehten Pfad gestiegen. Da lagen sie vor ihr, wie schlafend im Schnee, die stillen, ehrwürdigen Rofener Höfe, die sie oft vom Murzoll herab klein wie Adlernester am Felsen hängen gesehen. Das Herz schlug ihr, daß sie's hörte, die Kniee wankten ihr.

Wenn sie auch hier abgewiesen würde? Ein neues Schneegestöber wirbelte lautlos herab und hüllte Alles in einen weißen, beweglichen Schleier. Es wirbelte und flimmerte vor Wally's Augen und der weiße Schleier wallte ihr kühl um's Haupt; aber auf ihrer fieberheißen Stirn schmolz er und floß ihr als Wasser über Gesicht und Haare, und dann schüttelte sie wieder der Frost. Endlich stand sie vor der Thür des Nicodemus Klotz und griff nach dem eisernen Klopfer, aber wie sie danach griff, ward es ihr so seltsam licht vor den Augen, sie sank mit einem dumpfen Fall gegen die Thür und glitt daran vollends nieder. —

Fort und fort wallten die weißen Flocken in das enge Thal herab und schleierten und betteten es ein und häuften sich vor der gut verrammelten Thür des Nicodemus Klotz über dem starren Körper, der da lag, zu einem friedlichen weißen Hügel auf.

Nicodemus Klotz saß auf der warmen Ofenbank, schmauchte sein Pfeifchen und schaute behaglich dem Schneetreiben vor dem Fenster zu. So zogen ihm in guter Ruhe die Viertelstunden vor-

über, indeß sein jüngster Bruder Leander, ein stattlicher Jäger, in einem fließpapierenen Wochenblättchen las. „Das legt wieder schön 'runter," sagte Nicodemus rauchend.

„Ja," sagte Leander und schaute auf, wie's vor dem kleinen Fenster wallte und wimmelte. Da plötzlich schlug mitten in dem weißen Wirbel ein dunkler Flügel an's Fenster, es flatterte und krächzte und flog vorbei, dem Dach zu.

„Da war was!" sagte Leander und stand auf. „Was wird's g'wesen sein," brummte der Aeltere, „kannst ja nit vor d'Thür 'naus in dem G'stöber."

„Ah was!" sagte Leander und nahm den Stutzen von der Wand, der Jäger rührte sich in ihm bei jedem Flügelschlag eines vorbeischwirrenden Vogels. Er mußte sehen, was das war. Er ging und öffnete behutsam die Thür, um den Vogel durch kein Geräusch zu verscheuchen. Da fiel ein Haufen Schnee herein und er gewahrte den Hügel, der sich an der Schwelle aufgeschichtet hatte. Er konnte nicht hinaus, er mußte eine Schippe holen, um den Wall fortzuschaffen. Aergerlich stellte er den Stutzen weg und begann zu schaufeln.

„Jesus, was ist das?!“ schrie er plötzlich auf, „Nicodem, komm' schnell, da is was unter dem Schnee, hilf!“

Der Bruder eilte herbei, im Nu war der Hügel aufgegraben und ein Arm, ein schöner, runder Arm ragte heraus. Und nun zogen sie unter der leichten Schicht einen leblosen Körper hervor.

„O lieber Gott, ein Mädel — und was für eins!“ flüsterte Leander, als der schöne Kopf und die wundervoll gewölbte Brust zum Vorschein kam.

„Wie mag sich die daher verirrt haben?“ sagte Nicodemus kopfschüttelnd und hob nicht ohne Anstrengung den schweren Körper aus dem Schnee.

„Is sie todt?“ frug Leander und befühlte sie, indessen seine Augen mit einer Mischung von Schreck und Wohlgefallen auf dem bräunlich fahlen Gesicht hafteten.

„Nur gleich abreiben“, befahl Nicodemus, „und 'rein in's Zimmer!“

Und sie trugen den wuchtigen Körper in's Haus und legten ihn auf Nicodem's Bett. „Die liegt schon eine gute halbe Stunde da draußen, so lang' kann's sein, daß mir's war, als höret I 'n dumpfen

Schlag an der Thür, aber I hab' g'meint, 's sei a Schneeklumpen vom Dach g'fallen."

Leander holte einen Kübel voll Schnee und wollte diensteifrig helfen, dem Mädchen den Tschoppen auszuziehen.

„Nix da," wehrte der bedächtige ältere Mann, „das schickt sich nit, — so a junger Bursch — das Madel müßt' sich ja schamen, wenn sie's wüßt'! Du gehst 'naus und schau'st, daß Du drüben von die G'streins Eins auftreibst, die Kathrin' oder Mariann'. Geh'!"

Der Leander konnte kein Auge von der leblosen Gestalt abwenden. „So a schön's Madel!" murmelte er noch im Hinausgehen mitleidig.

Mit ruhiger Umsicht entkleidete nun der erfahrene Mann das Mädchen und rieb sie mit Schnee so hart und so lange, bis die Haut sich wieder zu beleben und das Blut zu circuliren begann. Dann trocknete er sie gut ab, deckte sie sorglich zu und flößte ihr ein paar Tropfen von irgend einer starken Kräutereſſenz ein.

Endlich kam sie zu sich, rührte und streckte sich und schaute sich einmal im Zimmer um. Aber der

Blick war verglast und ausdruckslos, und ein paar unverständliche Worte lallend, schloß sie die Augen wieder.

„Sie is krank," sagte Nicodemus zu Leander, der eben wieder eintrat, und eine derbe Bauernfrau schüttelte sich nur noch vor der Thür den Schnee ab und kam ihm nach.

„Mariann," sagte Nicodemus — sie war seine verheirathete Schwester — „da mußt jetzt Du helfen, I und der Leander, wir zwei Mannsbilder, können doch der Dirn' nit abwarten. Der Leander macht eh' scho Augen wie a Verzückter an sie hin."

Er streifte mit einem unzufriedenen Blick den Burschen, der bereits wieder am Kopfende des Bettes stand und das Gesicht der Kranken mit den Augen zu verschlingen schien. Jetzt wendete er sich aber wie ertappt und erröthend ab.

Mariann trat an das Bett und ihre erste Frage war natürlich: „Wer mag die sein?"

„Ja, Gott weiß es! Irgend a Landstreicherin," meinte Nicodemus.

„Warum nit gar," brummte Leander „das sieht man der doch an, daß das kei Landstreicherin is!"

„Ja, ja," bemerkte Mariann, „weil sie schön is und Dir g'fallt! Weißt, 's hat schon Manche a sauber's G'sicht gehabt und a schmutzige Seel', — dadrauf kommt's nit an. A ordentliche Dirn' streicht nit um die Jahr'szeit in der Gegend alleinig im Schnee 'rum, bis sie z'samm'fallt. Das hat irgend 'n Haken, und Gott weiß, was man sich da für Eine in's Haus zeiselt!"

„No, des is jetzt einerlei," meinte Nicodemus gutmüthig, „in Schnee und Kälten können wir's nit 'nausjagen, die krank' Person, sei sie jetzt, wer sie will."

„Weg'n meiner," sagte die Bäuerin, „I will scho 'rüberkomme und sie Euch b'sorgen — aber in's Haus nimm I's nit, daß Ihr's wißt!"

„Das is au gar nit nöthig — wir b'halten sie scho selber!" erwiderte Leander gereizt, und da Wally wieder etwas vor sich hinlallte, bog er sich zärtlich über sie und fragte: „Was willst, was möcht'st?"

Die älteren Geschwister wechselten Blicke. „Du," sagte Nicodemus, „jetzt will I Dir was sag'n. Du bist jetzt so gut und laßt d'Hand von

der Butten, ehvor man nit weiß, wer die Person is. — Da hat der Zimmermann 's Loch g'macht, da gehst außi und kommst mir nimmer 'rein, wenn's D' nit willst, daß I die Dirn', so krank wie sie is, davon jag'! Verstanden?"

„No, ma wird doch noch a Mädel anschau'n dürfen?" brummte Leander, „I weiß gar nit, wie D' mir vorkommst."

„Mach', daß D' 'außi kommst, das G'spänsel da herin leid' I nit, so lang' I Herr im Haus und Dei Vormund bin." Damit schob ihn Nicodemus am Arm hinaus und blieb mit der Schwester allein bei der Kranken.

Wally kam nicht mehr zur Besinnung, sie lag im Fieber. Der Hals war geschwollen, die Glieder steif und schmerzend. Die Geschwister sahen bald, daß sich die Fremde furchtbar erkältet und übermüdet haben müsse, und pflegten sie nach besten Kräften. Indessen strich Leander unruhevoll und müßig im Haus herum. So oft Eines aus dem Krankenzimmer kam, war er um die Wege und fragte, wie es ginge. Er war voller Verdruß, — er hätte das hübsche Mädel gar zu gern gepflegt!

Gegen Abend, als es aufhörte zu schneien, nahm er seinen Stutzen und ging hinaus. Doch kaum war er eine Weile fort, da kam er schon wieder und rief Nicodemus aus dem Krankenzimmer heraus: „Du," sagte er aufgeregt, „auf'm Dach sitzt a Geier, a prachtvoller Lämmergeier, und guckt Ein'n ganz ruhig und zutraulich an, als wenn er daher g'höret."

„Ah," sagte Nicodemus, „das ist kurios!"

„Komm' nur 'raus und schau'!" rief Leander und zog den Bruder mit vor das Haus. „Da — da sitzt er und rührt sich nit. Der Staatskerl — und nit schieß'n können — 's is zum Deufelholen!"

„Warum kannst D' denn nit schießen?" sagte Nicodemus.

„Ach, I kann doch jetzt nit knallen, wo das kranke Mädel dadrin liegt!" sagte Leander mit dem Fuß stampfend.

„Jag'n fort," rieth Nicodemus, „und sieh', daß D' ihm nachgehst und 'n weiter weg schieß'st, wo man's nit so hört."

„Gsch, gsch!" machte Leander und warf Schneeballen hinauf, um das Thier aufzuscheuchen. Der Geier sträubte die Federn, kreischte und stieg endlich

auf. Aber er flog nicht fort, er flatterte eine Weile hoch in der Luft und ließ sich dann wieder ruhig auf das Dach nieder.

„Ah, des is merkwürdig! Der will nit fort. Der is, wie wenn er zahm wär'!"

Noch ein, zwei Mal versuchten sie's, ihn „aufzumachen", — immer dieselbe Geschichte.

„Der is wie verhext!" meinte Leander und schlug das Kreuz gegen den Vogel, aber das focht ihn nicht an — er mußte doch wohl nichts mit dem Teufel zu schaffen haben.

„Mir scheint, der is ang'schoss'n und kann nimmer fliegen. Jedenfalls thut der Niemand nix mehr!" erklärte Nicodemus. „Lass'n ruhig sitzen, bis er von selber 'runterfallt, wenn D' das kranke Madel nit mit'm Knallen derschrecken willst."

„Ja, der is scho halb hin, I mein', den könnt' ma mit der Hand fange." Er holte die Leiter, legte sie an und stieg behutsam hinauf. Der Vogel ließ ihn ruhig herankommen. Leander zog sein Schnupftuch aus der Tasche und wollte es ihm über den Kopf werfen. Doch da schlug und hackte

der Vogel so gegen ihn, daß Leander schleunigst den Rückzug antreten mußte.

Nicodemus lachte: „Gelt, der hat Dir's 'zeigt, wie ma Geier mit die Händ' fangt! Des hätt' I Dir glei sag'n könne."

„I weiß nit, was des für a Vogel is," brummte Leander kopfschüttelnd. „Wart' nur," drohte er hinauf, „wenn I Dich wo anders treff'!"

„Morgen kannst'n jag'n, wenn er nit crepirt is über Nacht. Wenn er wieder fliegen kann, geht er scho weiter, und gar z'weit kommt der doch nimmer."

Es begann zu dunkeln und die Mariann kam heraus und sagte, daß sie jetzt heim müsse und ihrem Mann zu Nacht kochen.

Die Brüder gingen hinein und Nicodem holte nun auch zum Nachtessen Brod und Käse aus der Vorrathskammer.

Während er draußen war, klinkte Leander ganz leise die Thür, die von der Wohnstube in Nicodem's Schlafkammer führte, auf und schielte durch den Spalt nach Wally. Die lag jetzt ruhig und schlief fest in Nicodem's warmem

Bett. Sie hatte ja so lange in keinem Bett mehr gelegen, man sah ordentlich, wie's ihr gut that im Schlaf, so weich, so hingegossen lag sie in die Kissen geschmiegt. „O, Gott b'hüt Dich, Du arm's Ding, Gott b'hüt Dich! flüsterte Leander zu ihr hinein und schloß schnell die Thür wieder, denn er hörte Nicodem kommen. Er saß auch schon wieder ganz unschuldig auf der Ofenbank, als dieser mit dem Essen herein=kam. „Heut' Nacht macht sich's gut, weil der Benedikt nit da is, heut' Nacht kann I bei Dir drüben in'n Benedikt sein' Bett schlafen. Aber morgen, wenn der wieder da is, müssen wir Drei uns halt in die zwei Betten theilen."

„O, I brauch kei Bett," rief Leander eifrig. „Der da drin z'Lieb schlaf I auf der Ofenbank oder auf'm Heuschober, 's is mir Alles eins. Soll Einer von uns wegen der Ung'mach haben, so soll's Keiner haben als I!"

„No, wenn Dich des freut, so kannst es haben. Aber auf'm Heuschober schlafst, nit auf der Ofen=bank, die is mir z'nah beim Krankenstüb'l — ver=stehst mich?"

„Ja, ja, I versteh' scho," sagte Leander und

biß in seinen Käs, wie in einen sauern Apfel. — Die Schlafkammer der beiden jüngern Klötze lag der des Nicodem gerade gegenüber, und dieser nahm das Bett des Abwesenden ein. Ein paarmal in der Nacht stand er auf und ging an Wally's Thür um zu horchen, was sie machte. Sie sprach und phantasirte viel, und einmal verstand Nicodemus ganz deutlich, wie sie etwas von einem Geier sprach.

„Aha," dachte er, „die wird den Geier au g'sehen haben, wie's daher kommen is. Jetzt geht ihr der Schrocken im Traum nach." —

Am andern Morgen früh, noch vor dem Frühstück, trieb es den ruhelosen Leander schon wieder hinaus.

Erst gegen Mittag kam er heim.

„No, wie steht's da drinn?" frug er, als er eintrat.

„'s is immer gleich. Sie kommt halt nit zur B'sinnung. Und dabei hat sie immer Aengsten vor Leut, die sie fange wollen."

Leander kratzte sich hinter den Ohren: „Da kann I noch alleweil nit schießen! Jetzt denk' nur, jetzt sitzt der Geier noch auf'm Dach draußt!"

„Warum nit gar!“

„Ja, wie I heut morgen 'rauskomm, hab I 'n nimmer g'sehen. Da hab' I denkt, er sei fortg'flogen und streif' ihm nach drei Stund' lang. Wie I heimkomm, sitzt er ganz ruhig wieder auf'm Dach.“

„No, da könnt's ein'm wirkli unheimlich werden, wenn man abergläubisch wär'!“

„He ja! Man könnt' scho fast an die seligen Fräul'n denken, daß mir eine 'n Schabernack spielen wollt'.“

„Grüaß Gott!“ erscholl jetzt eine rauhe, tiefe Stimme, und Benedict, der zweitälteste Bruder, der verreist gewesen, trat ein.

„Ach, grüaß Gott, bist wieder da!“ riefen ihm die Brüder entgegen. „Was bringst Neu's mit, was hast ausg'richt?“

„O nit viel, sie haben mich halt wieder vom Pontius zu Pilatus g'schickt auf'm Landgericht und mich mit halbe Versprechungen abg'speist. I sag halt alle Oetzthäler, Mensch und Vieh, könne sich noch auf drei G'schlechter 'naus Hals und Bein auf'm Weg daher brechen, ehvor wir amal den Saumpfad kriegen.“ Der Sprecher warf mißmuthig

den Ranzen ab und setzte sich auf die Ofenbank.

„Krieg'n wir bald was z' essen?"

„Glei!" sagte Nicodemus, der selbst den Koch machte, und holte die Suppe herein.

Auch ein Schöppchen Milch brachte er mit und trug es der Kranken hinein. Leander's Blicke folgten ihm neidisch.

Benedict war hungrig und machte sich, ohne auf des Bruders Thun zu achten, über die Suppe her. Nicodem kam bald zurück, und stumm, wie der Bauer immer die feierliche Handlung des Essens begeht, als fürchte er, aus dem Tact zu kommen, wenn er spräche, löffelten die Drei in abgemessener rhythmischer Bewegung, daß Keiner zu viel oder zu wenig bekam, die Suppe aus.

Als gegessen war, zündete sich der müdgewanderte Benedict die Pfeife an und streckte sich behaglich auf die Ofenbank.

„Was giebt's denn sonst Neu's in der Welt? Erzähl' doch was!" bat Leander, der des Bruders Sprechfaulheit kannte.

Der hatte die Pfeife schief im Munde und gähnte: „I weiß nix!" Nach einer Weile sagte

er aber doch: „Dem reichen Stromminger von der Sonneplatten sei' Tochter — weißt, die Geier-Wally — die ist ihrem Vater durchbrennt und lauft jetzt freiledig in der Gegend 'rum und bettelt."

„Ah! Wie is denn des gang'n?" fragten die Brüder erstaunt.

„Des muß a wahrer Ruach von 'n Madel sein!" fuhr Benedict fort. „Ihr Vater hat sie scho auf's Hochjoch schicken müss'n, weil sie nit gut 'than hat — und jetzt kommt sie 'runter und 's Erste is, daß sie den Gellner halb todt schlagt und ihrem Vater 's Haus anzünd't."

„Jesus Maria!"

„Nachher is sie natürli davon g'laufen und in die Ortschaften 'rum g'irrt. Gestern war sie in Vent und hat von Thür zu Thür um 'n Dienst g'fragt — aber wer will denn so Eine im Haus hab'n? Zu allem Ueberfluß schleppt sie auch noch den großen Geier mit 'rum, den sie amal g'fangen hat, und den sollen die Leut' auch mit aufnehme. Natürli bedankt sich da Jeder!"

Nicodemus sah Leander an — und Leander wurde dunkelroth.

„No, I dank!“ sagte Nicodem, — „jetzt weiß I, wer da drin liegt! — Der Geier, der nit vom Dach weggeht — und sie hat heut Nacht immer von 'n Geier g'fantesirt — des is nit übel, — wir hab'n die Geier-Wally im Haus!“

Benedict sprang auf: „Was?“

„Schrei doch nit so,“ sagte Leander, „muß denn das arme kranke Madel Alles hören?“

Nicodem erzählte nun, wie Leander sie draußen halbtödt im Schnee gefunden, und wie man nun nicht anders könne, als sie wenigstens so lang im Haus behalten, bis sie wieder gehen könne. Aber Benedict war ein rauher Mann und meinte, die Krankheit sei wohl nur Verstellung, und die Brüder wären zu schwach gewesen und hätten sich anführen lassen. Er wolle schon mit ihr fertig werden. „Für Mordbrenner haben wir kei Freistatt,“ rief er, und seine stechenden Augen blitzten zornig unter den buschigen Brauen hervor.

„Wenn Du das Madel g'sehen hätt'st, Du hätt'st sie au aufg'nommen,“ sagte Leander, „das müßt kei Mensch sein, der den armen Tropf 'naus jag'n thät in Wind und Wetter!“

„So? Und auf die Art kriegeten wir z'letzt alle Räuber und Mörder von der ganzen Gegend in's Asyl — daß es hieß, die Rofener Höf seien a Unterschlupf für alles G'sindel! Das wär so a Fressen für die auf'm Landg'richt! Wenn Ihr Euch anschmieren laßt von einer abg'feimten Bübin, so muß I wenigstens Brauch und Ordnung auf die Rofener Höf aufrecht halten."

Er näherte sich der Thür. Nicodemus stellte sich davor und sprach ruhig, aber fest: „Benedict, I bin der Aelteste und bin Herr auf Rofen so gut wie Du und weiß so gut wie Du, was wir Rofener uns schuldig sind! I geb Dir mei Wort, daß I das Mädel selber kei Stund länger im Haus b'halt, als Menschen- und Christenpflicht will, aber jetzt is sie krank und jetzt duld I nit, daß sie mißhandelt wird. So lang I auf Rofen sitz', soll unter dem Dach kein'm Menschen Unrecht g'scheh'n."

Da unterbrach ihn Leander: „Du!" sagte er zuversichtlich mit glänzenden Augen, „laß 'n nur 'neingehen, wann er sie g'sehen hat — schickt er sie nimmer fort!"

„Hast Recht, Du Gelbschnabel!“ lächelte Nicodem und öffnete leise die Thür.

Benedict trat rasch und geräuschvoll ein. Diesmal durfte Leander auch „mit durch schlupfen“ und Nicodem hatte nichts dagegen, daß er ihm half, den barschen Benedict zu bewachen und von einer Rohheit abzuhalten. Die Mariann saß am Bett und strickte neue Kniehöseln für die Kranke, weil sie gar so abgelumpt war, daß sie nichts gehabt hätte, wenn sie wieder aufstehen durfte. Sie machte ein Zeichen, stille zu sein, bei Benedicts lautem Eintreten. Aber kaum hatte dieser die Kranke erblickt, da mäßigte er von selbst seinen Schritt und trat langsamer auf das Bett zu. Das Mädchen schlief fest. Sie lag auf dem Rücken und hatte den schön gerundeten Arm über dem Kopfe gebogen. Die vollen dunkeln Haare fielen aufgelöst auf die schneeweiße Brust, die unter der dichten Bauernjacke von keinem Sonnenstrahl gebräunt worden war und die das weite Leinenhemd jetzt ein wenig freigab. Die Schlafende hatte wie lächelnd den Mund halb geöffnet und zwei Reihen glänzender Perlmutterzähnchen blitzten zwischen den gewölbten Lippen hervor

— auf der schlummernden Stirn aber lag mehr, als Worte sagen können, ein stummberedter Ausdruck von Hohheit und Reinheit. — Benedict war still geworden — ganz still. Er schaute das berückende und doch so keusche Bild lange wie staunend an. Sein gebräuntes Gesicht begann sich allmälig höher zu färben, gleich dem Leander's, das wie in Gluth getaucht war. Dann biß er die Zähne über einander und wandte sich um: „Die is freili krank!" sagte er in einem Ton, als wie: „Da ist nichts zu machen" — und ging auf den Zehen hinaus.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ER.-

(E.-) 2 Bde

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hillern, Wilhelmine <<von>>,

Die Geier-Wally eine Geschichte aus den Tyroler Alpen

Bd.: 1

Berlin (1875)
P.o.germ. 2056 e-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11319935-2